Gr
7.16

Fragmente

aus

meinen Papieren.

Jena,

bey J. G. Voigt.

1796.

GROSSH. HERZOGL. BIBLIOTHEK
WEIMAR

An

Wilhelm Krüger.

Ich muthe Dir nicht zu, Freund und Bruder meines Herzens, die folgenden Blätter zu lesen. Ich weiß, Geister Deiner Art mögen lieber geben, als nehmen. Ueberdem ist Dir der Inhalt auch grösztentheils schon bekannt. Es geschieht bloß, weil ich ein unaussprechliches Vergnügen darin finde, für die süßeste Empfindung, die je mein

Herz

Herz gekoſtet, ſo viel gefühlvolle Seelen zu Zeugen zu nehmen, als ich deren habhaft werden kann. Und weiter habe ich Dir auch vor ſo vielen Ohren nichts zu ſagen. Lebe wohl.

J. den 14. Oct.
1795.

F.

An das Publicum.

Ich habe geglaubt, die folgenden Fragmente die ich faſt durchaus wie ſie hier erſcheinen aus meinen Papieren zuſammengeſucht habe, könnten für einige, die ſich die Mühe geben wollen, ſie zu leſen, Veranlaſſung werden, ſich ein Paar Stunden nicht ganz unangenehm zu unterhalten. Es iſt möglich,

daß ich mich in diesem Puncte, wie in vielen andern, geirrt habe; aber es ist mir bis diesen Augenblick unmöglich gewesen, meinen Irrthum einzusehn — und mehr kann das Publicum von einem gewissenhaften Schriftsteller nicht wohl verlangen.

An-

Anthropologische Fragmente.

1.

Große Männer, sagte einst ein scharfsinniger Schriftsteller, sind Thürmen ähnlich — um beyde ist gemeiniglich viel Wind. Große Männer, erwiderte ein anderer, sind aber auch in Einem Stücke Thürmen sehr unähnlich — denn in der Nähe werden diese immer größer, jene immer kleiner.

Man sagt, daß es für Kammerdiener keine Helden gebe. Ich weiß nicht ob es wahr ist: denn ich habe niemals einen Helden gekannt.

kannt. Aber das weiß ich, daß es für Weiber keine Philosophen giebt. Ich kenne Weiber, die da glauben, daß ihre Männer Philosophen sind: aber sie müssen erst sehen, daß es andere glauben. Sie selbst würden es sonst nicht einmal sehen.

Denn woran sollten sie es sehn? Sind die Philosophen nicht zu Hause gewöhnlich Narren? und was das ärgste ist, gefallen sie sich nicht gewöhnlich in ihrer Narrheit selbst? Können wir es den Weibern verdenken, daß sie uns mehr nach dem richten, was wir thun, als nach dem, was wir sagen? Können wir es ihnen verdenken, daß sie die Rolle, die wir im Nachtkleide spielen, mehr für unsere eigene halten, als die im Feyerkleide?

Es ist ein eigenthümlicher Zug in der menschlichen Natur, daß wir uns gleichsam schämen, vor unsern Vertrauten in einem vortheilhaften Lichte zu erscheinen. Die Vertraulichkeit ist das Grab der Achtung — nicht blos der, die ertheilt, sondern auch der, die verdient wird — und um die Achtung solcher Menschen zu buhlen, die wir selbst nicht achten, ist unmöglich.

Die Achtung ist ein Gefühl, das sich mit der Liebe nicht verträgt. Ein Mann, der anfängt die Achtung seiner Frau verdienen zu wollen, hat aufgehört, sie mit Leidenschaft zu lieben.

Wir können gut von Natur seyn; wenn wir aber groß sind, so haben wir es unsern Grundsätzen zu danken. Die Grundsätze sind folglich unnatürlich — und es ist billig, daß große Männer wenigstens zu Hause natürlich seyn dürfen.

Es scheint, daß dem Character der Menschheit Kleinheit und Mittelmäßigkeit angemessener sey, als Größe: denn niemand wird leicht ein großer Mann seyn, außer wenn er daran denkt.

2.

Ein mit Verstand gegen die gemeine Meynung gewagtes Urtheil ist ein Paradoxon.

Aller Irrthum entsteht aus übereiltem Gebrauche des Verstandes — und ein Mensch, der sein Urtheil immer so lange aufschiebt, bis er von dem Gegenstande hinlänglich unterrich-

richtet zu seyn, sich bewußt ist, wird niemals irren — aber auch niemals Wahrheit finden. Er wird niemals fallen, aber auch niemals gehen lernen. Nicht der Weg der Unwissenheit, sondern der Weg des Irrthums führt zu dem Tempel der Wahrheit.

Ein gewagtes Urtheil ist daher besser, als gar keins. Wer über jeden Gegenstand, der ihm vorkommt, ein Urtheil hinwirft — nicht auf gerathewohl: dieß wäre abgeschmackt, sondern nach einer Maxime der Vernunft — nicht als ein ausgemachtes, sondern als ein auszumachendes — der erleichtert sich das Finden der Wahrheit um ein Beträchtliches. Er braucht nicht zu *suchen*, sondern blos zu *untersuchen* — und dieses ist um sehr vieles leichter, als jenes.

Gemeine Seelen wagen nie ein Urtheil: sie erheben sich nie über das Gemeine, und fühlen kein Bedürfnis sich darüber zu erheben. Sie gefallen sich nur in der Gesellschaft des großen Haufens. Sich selbst sind sie nichts, weil sie nicht den Muth haben, etwas zu seyn. Es gebricht ihnen nicht an Muth, weil sie

nichts

nichts sind, sondern sie sind nichts, weil es ihnen an Muth gebricht. Sie sollen Muth fassen, etwas zu seyn, und sie werden es seyn!

Unzufriedenheit mit dem Gemeinen, ist der Character einer Seele, die selbst nicht zu den gemeinen gehört: und Hang zum Paradoxen ist der Character jener Unzufriedenheit.

In einem paradoxen Urtheil muß immer etwas gewiß seyn, nähmlich die Maxime der Vernunft, wornach es gefällt wird: dabey aber immer etwas ungewiß, nähmlich die Anwendung jener Maxime auf den gegebenen Gegenstand. Ist nicht bloß die Anwendung der Maxime, sondern die Maxime selbst ungewiß, so ist das Urtheil keine Paradoxie, sondern eine Abgeschmacktheit — es ist ein gewagtes, aber ohne Verstand gewagtes Urtheil.

Da es bey dem Unterschiede zwischen einem paradoxen und einem abgeschmackten Urtheile lediglich darauf ankommt, ob es nach einer, oder nach keiner Maxime der Vernunft gefällt sey, so kann es geschehen, daß ein und dasselbe gewagte Urtheil in dem Munde eines

Verſtändigen ein Paradoxon, in dem Munde eines Einfältigen aber eine Abgeſchmacktheit iſt. Und dieß iſt dann einer von den ſeltnen Fällen, wo man nicht blos darauf zu ſehen hat, was geſagt wird, ſondern auch, von wem es geſagt wird.

In dem Munde Witte's war die Behauptung, daß die Pyramiden Producte der Natur, und nicht der Kunſt wären, ſo wie die, daß die hebräiſchen Propheten italieniſche Improviſatori's wären, in dem Munde Eichhorns, ein Paradoxon. In dem Munde ſehr vieler andern wären beyde Behauptungen nichts, als Abgeſchmacktheiten geweſen.

Menſchen die viele Paradoxen ſagen, ſind immer gute, zuweilen auch große Köpfe. Wenn ſie auch nicht viele Wahrheiten ſagen, ſo öffnen ſie doch die Ausſicht auf viele Wahrheiten. Sie ſäen Gedanken: was ſie ſäen, geht unter, aber was daraus entſtehet, geht auf, und gedeihet, und trägt Früchte ins Unendliche.

Wer keinen Muth hat, zu irren, wer niemals eine gewagte Behauptung, niemals

ein

ein Paradoxon niederschreibt, der ist vom philosophischen Geist verlassen, und niemals werden ihm andere als gemeine Wahrheiten auf dem ebenen Wege seiner Untersuchung begegnen. Es ist im Speculativen, wie im Practischen. Große Wahrheiten grenzen immer an große Irrthümer, wie große Tugenden an große Laster.

An der Art, wie jemand Paradoxen aufnimmt, kann man den Character seines Geistes erkennen. Er verlacht sie, wenn er ein eingeschränkter Kopf ist: sie beunruhigen ihn, wenn er ein denkender Kopf ist, aber sein System mehr, als die Wahrheit liebt: sie reizen ihn, aber befriedigen ihn nicht, wenn er ein System nur noch als eine Aufgabe betrachtet, die er lösen soll, aber noch nicht gelöset hat: sie entzücken ihn, und befriedigen ihn zugleich, wenn er Gedanken als eine Münze ansieht, die sich mit Wucher wieder ausgeben läßt.

Es kann einem denkenden Kopfe kein größeres Uebel widerfahren, als wenn seine Denkart den Character der Einseitigkeit annimmt. Eine Meynung übt dann in seinem Geiste den härtesten Despotismus aus, und verdammt

durch die bestochne Urtheilskraft jede andere, die ihr nur im mindesten zu nahe tritt, meist ohne sie zu hören. Seine Gedanken, abgeschnitten von dem wohlthätigen Einfluß fremder Geister, ziehen sich in einen immer engern Kreiß zusammen — Geistesarmuth und Herzensleerheit sind das Ziel, dem dieser Sclave seiner eignen Meynung mit schnellen Schritten entgegen eilt. Wer es über sich erhalten kann, auch nur den Wunsch in sich aufkommen zu lassen daß er dieser Sclaverey entledigt seyn möchte — was auch nur zu wünschen, eben nicht leicht ist — der freue sich jedes Paras doxons, das ihm aufstößt: es ist eine Arzney, die ihn heilen kann.

3.

Nur gemeine Seelen werden in der Welt niemals verkannt: Wer keinen Tadel zu verdienen weiß, wird sicher auch niemals Lob einärndten.

Niemand kann ein guter Mensch seyn, ausser wer Kraft und Muth hatte, ein Böser wicht zu werden.

4.

4.

Menschen, die in Kleinigkeiten überaus ordentlich sind, die z. B. ein Tisch oder ein Stuhl am unrechten Orte irritiren kann, sind gewöhnlich eingeschränkte Köpfe, und zu großen Unternehmungen ungeschickt. Sie haben vielleicht Muth genug, etwas Wichtiges anzufangen: aber da bey ihnen alles nach der Schnur gehen soll, und die Umstände sich immer nach ihnen, sie selbst aber sich nimmer nach den Umständen richten wollen, so verlieren sie ihren Muth sehr bald, und sinken in ihre vorige Unthätigkeit zurück. Sie beweisen ihre Freyheit immer in der Anordnung kleiner Verhältnisse, während sie die wichtigern dem Spiele des Zufalls uberlassen.

Uebertriebener Hang zur Ordnung ist gewöhnlich mit Faulheit verbunden. Geschäftige Leute sind fast immer unordentlich.

Ordnung und Reinlichkeit sind keine Tugenden für große Seelen. Sie gehören für die Weiber. Diesen werden sie aber niemals erlassen.

5.

Wie hat Ihnen Herrn ****** Vorlesung gefallen? fragte Jemand den Herrn von ******* bey seiner Anwesenheit in ***.

Ungemein — war die Antwort — ich glaubte mich selbst zu hören!

Denken Sie Sich den eiteln Menschen! setzte Herr ****** hinzu, als er diese Antwort einem Dritten erzählte.

6.

Nichts vergessen wir leichter und lieber, als Wohlthaten, die wir empfangen haben; und zwar vergessen wir sie um so eher, je größer sie sind. Alle Welt findet ein Vergnügen daran, kleine Gefälligkeiten zu erwidern, aber es ist fast kein Mensch, der nicht für die großen undankbar wäre. Mit Menschen, die uns sehr viel Gutes gethan haben, was wir ihnen nicht erwidern können, gehen wir nicht gern um; viel lieber gehen wir mit denen um, die von uns Gutes empfangen haben. Diejenigen, die uns schwer beleidiget haben, können wir bald aufhören zu hassen; aber unsere

Wohlthäter können wir nicht so bald anfangen zu lieben: wir sind oft nahe daran, sie zu hassen, zuweilen hassen wir sie wirklich. Es sollte nicht so seyn; aber es ist so. Es scheint, daß die Geistesspannung, die die Dankbarkeit erfodert, uns wie eine Art von Sclaverey vorkomme, der wir uns gern entziehen möchten. — Wer daher Wohlthaten erzeigt, der rechne nie auf Dankbarkeit. Er tröste sich damit, daß der, der Wohlthaten erzeigt, bey weitem mehr Vergnügen davon hat, als der, der sie empfängt. Ohne diese Einrichtung würden die Eltern mehr von den Kindern, als diese von jenen geliebt werden — welches die Naturabsicht zerstören würde. — Wollen wir Freunde haben, die uns um unsrer selbst willen lieben, so dürfen wir sie nie mit Wohlthaten überhäufen. Dieß wäre das sicherste Mittel, wahre Freunde nie zu bekommen, und die man hat, zu verlieren. Die Dankbarkeit ist schon an sich eine Last, die niemand gern auf sich ruhen läßt: mit dem Gefühl der Freundschaft aber verträgt sie sich am wenigsten. Sie ist Pflicht, und bindet, indem sie verbindet. Wo das Sollen sich hören läßt, da ist die Liebe nicht mehr

frey:

frey: und wo die Liebe nicht mehr frey ist, da hat sie längst aufgehört.

Es gehört weit weniger Freundschaft dazu, Wohlthaten dem Freunde zu erzeigen, als sie von ihm anzunehmen.

7.

Ob Baco seinen bekannten Ausspruch jetzt wohl so parodieren würde?

Wenig Philosophie, führt zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit: aber viel Philosophie führt zum Gehorsam gegen sie zurück.

8.

Einbildungskraft ist von allen Seelenfähigkeiten diejenige, die sich in der Physiognomie am wenigsten äußert.

9.

Wer lernen will, Herr seiner Handlungen zu seyn, der fange damit an, Herr seiner Urtheile zu werden.

10.

Es giebt wenig Menschen, die Muth genug haben, den Spott der Narren zu ertragen;

gen; aber sehr viele, die kühn genug sind, sich die Verachtung der Verständigen zuzuziehn.

11.

Bis jetzt hat die Moralität nur wenig in der Welt ausgerichtet. Sie scheint fast nur eine andere Firma zu seyn, unter der die Leidenschaften bisweilen handeln. Wo etwas auf ihrer Rechnung stehet, da muß es wenigstens immer heißen: Moralität und Kompagnie. Die Moralität giebt den Nahmen, die Leidenschaften das Kapital zu den Unternehmungen her.

12.

Wer den Verstand hat, den Verstand anderer vortrefflich zu finden, ist sicher, den seinigen bewundert zu sehn.

13.

Der Enthusiasmus ist ein Zustand, wo das Gemüth durch Ideen in Affect — und die Schwärmerey ein Zustand, wo das Gemüth durch Ideen in Leidenschaft gesetzt ist. Wer sich aber durch Schimären in

Affect oder in Leidenschaft setzen läßt, ist ein Phantast.

Eine Idee ist eine unendliche Vorstellung. Es giebt zweyerley Ideen, Vernunftideen, und ästhetische. Jene sind unendliche Begriffe, diese unendliche Anschauungen. Der endliche Verstand vermag sie nicht zu fassen durch Begriffe, sondern nur durch Symbole. Wer über das Symbol die Idee aus den Augen verliert, ist ein Phantast.

Ein Mensch, der keinen Sinn hat für Ideen, der sich nur in der gegebenen, nie in einer selbstgeschaffenen Welt gefällt, ist eine gemeine Seele. Wer aber Sinn hat für Ideen, gehört eben darum unter die bessern Menschen. Es ist daher niemals ein ganzer Tadel, sondern immer zugleich ein halbes Lob, wenn man jemand einen Enthusiasten oder Schwarmer nennt. Freylich richten beyde oft großes Unheil in der Welt an. Allein das schadet nichts. Wer nicht Kraft hat, großes Unheil in der Welt anzurichten, der hat auch niemals Kraft, der Welt etwas Großes zu nutzen.

Man

Man kann von seiner Idee nur irgend ein Symbol öffentlich ausstellen: die Idee muß jeder selbst hinzudenken. Dies können aber die wenigsten. Die geistvollen Menschen müssen es sich daher immer gefallen lassen von der Majorität des menschlichen Geschlechts für Narren gehalten zu werden. Dieß hätte wenig zu bedeuten: aber das schlimme dabey ist dieß, daß sie eben dadurch sehr leicht wirklich Narren werden. Das allgemeine Urtheil verdient immer Respect, denn es ist das Urtheil des allgemeinen Verstandes. Das allgemeine Urtheil soll auf der Wagschale dem eignen Urtheil ein respectables Gegengewicht geben — dieß ist die Maxime des Weisen: aber es soll nicht das Uebergewicht geben, weder dafür — dieß ist die Maxime des Pöbels; noch dawider, — dies ist die Maxime des Narren. Der Widerspruch des allgemeinen Urtheils ist dem Weisen ein Grund, an dem seinigen zu zweifeln; dem Pöbel, dem seinigen zu entsagen; und dem Narren, dem seinigen zu folgen. Wer nun öfters in den Fall kommt, dem allgemeinen Urtheil nicht folgen zu können, (und geistvolle Menschen kommen öfters

in dieſen Fall) der iſt eben darum immer der Gefahr ausgeſetzt, ein unbedingtes Zutrauen zu ſeinem eignen Urtheil zu faſſen — das heißt ein Narr zu werden.

14.

Man hört öfters die Klugheit der Sittlichkeit entgegen ſetzen. Aber das ſollte man lieber Verſchlagenheit nennen. Die Verſchlagenheit beſtehet in der Geſchicklichkeit, andere Menſchen zur Beförderung unſerer Abſichten zu bewegen, ohne und ſelbſt gegen ihren Willen: in der Kunſt, andere als Mittel zu unſern Zwecken zu brauchen, ohne daß ſie es merken. Wer von dieſer Kunſt Gebrauch macht, andern kleine Vortheile abzugewinnen, heißt ein pfiffiger Menſch; wer mehr darauf ausgeht, andern wirklichen Schaden beyzubringen, heißt ein Schurke; wer aber nur die Abſicht hat, andere zu necken, das heißt, ihnen die Einbildung eines Schadens beyzubringen, heißt ein loſer Vogel. Die Geneigtheit zum erſten heißt Argliſt, die zum andern Büberey, und die zum dritten Muthwille. So nahe aber Büberey und

Muth-

Muthwille in den Begriffen an einander grenzen, so entfernt sind sie in der Wirklichkeit von einander. Die Muthwilligen sind gemeiniglich keine Schalken, und die Schalken sind selten böse Vögel. Der Grund davon ist, weil niemand sich viele Mühe geben mag, etwas zu scheinen, ausser wenn er es nicht ist.

Die Maxime der Verschlagenheit ist die Maxime der Falschheit, (andere als Mittel zu unsern Zwecken zu brauchen, ohne ihren Willen;) sie steht entgegen der Maxime der Ehrlichkeit, (andere als Mittel zu unsern Zwecken zu brauchen mit ihren Willen.) Wahre Klugheit kann nicht mit der Maxime der Falschheit, sondern nur mit der Maxime der Ehrlichkeit bestehn. Die wahre Klugheit ist nähmlich die Geschicklichkeit, andere als Mittel zu unsern Zwecken zu brauchen, nicht bloß für das Bedürfniß des Augenblicks, sondern für die Dauer. Es ist aber nichts, was andere für die Dauer bewegen könnte, unsere Absichten befördern zu helfen, als die Ueberzeugung, daß sie die ihrigen zugleich mit den unsrigen befördern. Da wir aber diese Ueberzeugung nicht immer so geschwind in andern

hervorbringen können, als es nöthig wäre, so bedürfen wir ihres Zutrauens, d. i. ihrer Ueberzeugung von unserer Ehrlichkeit. Der Falsche thut nichts, um dieses Zutrauen zu gewinnen, und zu befestigen, (wenn er auch nicht eben als Schurke alles thut, um es zu verlieren) er muß daher immer von forne anfangen, wo der Ehrliche sich schon am Ziele sieht, und die Maxime der Falschheit (niemahls offen zu Werke zu gehn,) ist daher keine Maxime der Klugheit, sondern vielmehr im Ganzen Thorheit.

Ein Ehrlicher kann wohl in einzelnen Fällen thöricht handeln, d. i. Mittel ergreifen, die seine eignen Zwecke zerstören: im Ganzen aber bleibt er doch ein Weiser, d. i. ein Mensch, der zu seinen Zwecken die besten Mittel ergreift.

Ein Schurke wird nicht leicht bis an sein Ende ein Schurke bleiben, nicht als ob er es nicht bleiben wollte, sondern weil er es nicht bleiben kann.

Klugheit mit Ehrlichkeit (Redlichkeit) ist also im Ganzen immer Weisheit, und Klugheit ohne Ehrlichkeit (Falschheit) im Ganzen immer Thorheit.

15.

Der Endzweck der Regeln des Wohlstan-
des scheint kein anderer zu seyn, als die Men-
schen in einer gewissen Entfernung zu halten,
damit sich die unaufhörlich widerstreitenden
Neigungen nicht zu sehr an einander reiben.
Niemand hat mehr Interesse daben, daß diese
Regeln auf das pünctlichste befolgt werden,
als die Hochmüthigen. Denn der Hochmuth
selbst ist nichts anders, als die Begierde, die
Menschen immer in grosse Entfernung von sich
zu halten. Sehr höfliche Leute sind daher immer sehr hochmüthig. — Die Fertigkeit, die Regeln des Wohlstandes zu beobachten, ist die feine Lebensart.

Die feine Lebensart scheitert bey sehr vie-
len Menschen an zwey Klippen — an der
Furcht zu misfallen, und an der Verzweiflung
zu gefallen. Dort entsteht Blödigkeit,
hier Unartigkeit. Der Blöde fürchtet je-
den Augenblick durch seine Stellung, durch
seine Geberden, durch seine Reden zu misfal-
len. Er würde sonst nicht misfallen: aber
eben durch diese Furchtsamkeit, deren Aeuße-

rung Verlegenheit heißt,) mißfällt er wirklich. Ein anderer hingegen setzt sich über die Regeln des Wohlstandes eigenmächtig hinaus, darum, weil er sich bewußt ist, sie niemals recht beobachten zu können. Er will lieber durch Unartigkeit, als durch schwerfälli-ge Artigkeit mißfallen — und er thut wohl daran: er behauptet wenigstens seine Würde, und wird nicht, wie der Blöde, des ersten besten Narren leichte Beute. — Zwischen der Blödigkeit und der Unartigkeit, welche beyde mißfallen, steht die Dreistigkeit mitten inne, welche gemeiniglich gefällt. Dreist ist ein Mensch, der die Regeln des Wohlstandes mit der größten Leichtigkeit und Ungezwungenheit zu beobachten weiß, der sich aber eben darum, weil seine Gewandtheit in dergleichen Dingen anerkannt ist, berechtigt glaubt, jene Regeln zuweilen auch nicht zu beobachten. Es kommt dabey nur darauf an, daß er sogleich wieder in die Schranken der conventionellen Höflichkeit zurücktrete, sobald er merkt, daß den andern das Nichtgenirtseyn mehr genire, als der Zwang der Etiquette.

16.

Die Faulheit äuſſert ſich nicht immer durch das Nichtsthun: ſie äußert ſich öfter noch durch das Spätethun. Leute, die ihre Arbeit, die ſie doch einmal thun müſſen, immer bis auf den letzten Augenblick aufſchieben, ſind Leute, die ſicher nichts thäten, wenn ſie nicht, um ihre Exiſtenz fortzuſetzen, Etwas thun müßten.

17.

Das Geſchäft eines Recenſenten, dem das Intereſſe ſeiner Wiſſenſchaft — welches von dem Intereſſe ſeiner Meynungen, und ſeines Beutels bisweilen unterſchieden iſt — am Herzen liegt, beſteht nicht darin, daß er keinen Irrthum aufkommen laſſe: denn es iſt beſſer, daß ein irriges, als daß gar kein Urtheil über einen Gegenſtand im Schwange gehe, indem das Publikum im erſten Falle zwar nicht die Wahrheit, aber doch die Kunſt zu urtheilen, im andern aber auch dieſe nicht einmal lernt. Das Geſchäft eines gewiſſenhaften Recenſenten beſteht vielmehr darin, daß er der Wahrheit die Thür offen halte: daß er das üppig auf-

schießende Unkraut menschlicher Meynungen — nicht etwa ausjäte, sondern — beschneide, damit es die langsam aufkeimende Wahrheit nicht ersticke: daß er den Despotismus der Meynung verhüte, und darüber wache, daß die Freyheit des öffentlichen Urtheils erhalten werde: daß er dem Hange der Schriftsteller, ihre Meynung zur ausgemachten zu erheben, kräftig entgegen arbeite, und die Freyheit, künftig noch etwas Anderes, wo möglich Besseres, auszumachen, unaufhörlich reclamire, damit sie nicht durch Präscription verlohren gehe.

Wie schwer es seyn müsse, ohne äussere Triebfedern gerecht zu seyn, kann man unter andern aus der Art und Weise abnehmen, wie die Recensenten sich gewöhnlich dieser Pflicht entledigen.

18.

Die leichtesten Einwürfe sind oft die gefährlichsten. Nicht, als ob sie dem Schriftsteller entgangen wären, sondern weil es ihm nicht wohl zugemuthet werden kann, einen neuen und blendenden Gedanken einem gemeinen

nen und alltäglichen aufzuopfern. Ich habe daher Respect für jeden Schriftsteller, der bey Einwürfen der Weiber seine Fassung nicht verliehrt. Der gesunde Verstand ist bey den Weibern zu Hause, bey den Männern ist er nur zu Gaste. — Der Verstand der Männer ist ein Verstand, den sie mit vieler Mühe krank machen, um ihn mit, wo möglich, noch gröberer wieder zu curiren. Rousseau hat Recht, wenn er sagt: die Weiber haben Verstand, und die Männer Genie. Denn es gab keinen Schriftsteller, der mehr Geist, und weniger gesunden Verstand besessen hätte, als der Bürger von Genf.

19.

Ich sehe wohl, daß man nicht lange philosophiren kann, ohne Erklärungen zu wagen — und es ist gut, wenn man sich nicht davor scheut. Aber ich verlange, daß man sie für nichts mehr ausgeben soll, als für das, was sie sind — für Expositionen, nicht für Definitionen. Eine Exposition ist eine unvollendete, eine Definition ist eine vollendete Erklä-

klärung. Ob eine Erklärung vollendet ſey, davon können wir uns nur dann überzeugen, wenn wir den Beweis führen können, daß auſſer ihr keine andere möglich iſt. So lange wir dieſen Beweis nicht führen können, — und er führt ſich nicht leicht — ſo lange bleibt es kein geringes Wagſtück, eine Erklärung, die als Expoſition zugelaſſen werden könnte, wie eine Definition zu gebrauchen. Man hat viel über den Schaden geklagt, den die Definitionen in der Philoſophie angerichtet hätten. Sie ſind unſchuldig daran! denn es hat ihrer nie, mals viel gegeben. Es waren nur die Expoſitionen, die man immer für Definitionen ausgab, welche jene Klage veranlaßten. Niemand hat mehr Expoſitionen, und weniger Definitionen in der Philoſophie gebraucht, als Kant — und er iſt ſo übel nicht dabey gefahren. Wenn ſeine Schüler ſeine Expoſitionen wie Definitionen brauchten, ſo iſt das nicht ſeine Schuld. Er hat alles gethan, um dieſen Mißbrauch zu verhüten. Es werden wenig Begriffe von Bedeutung in ſeinen Werken ſeyn, von denen er nicht bey verſchiedenen Gelegenheiten verſchiedene Erklärungen gegeben,

geben, und eben dadurch angedeutet hätte, daß es nicht Definitionen — die unveränderlich seyn müßten — sondern daß es Expositionen seyn sollten, die sich so oft ändern können, so oft sich der Standpunct ändert, aus dem ein Begriff betrachtet wird.

Der größte Nachtheil gewagter Definitionen ist, daß sie die Untersuchung anfangen, wo sie schließen sollte. Man glaubt einen langen Weg zurückgelegt zu haben, und ist doch — wenn man sichs gestehen will — nicht von der Stelle gekommen. Sagen, daß man seinen Begriff definirt habe, heißt noch nicht, es beweisen; und fodern, daß man es besser mache, heißt, wie ein Advocat beweisen. Es ist künstlich, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen: aber es ist nicht immer gründlich.

Expositionen kann man wagen, so viel man will. Je kühner, je paradoxer, desto besser. Sie sind eben so viele neue Ansichten eines Begriffe, und deren kann man sich nie zu viel verschaffen. Nur darf man seine Ansicht nicht sogleich für Uebersicht ausgeben wollen.

Dieß wäre Uebereilung, und dieſe iſt die Mutter aller Irrthümer. Daß wir nicht alles an einem Begriffe ſehen, was ſich an ihm ſehen läßt, das können wir nicht wohl vermeiden. Daß wir aber das, was wir an ihm ſehen, nicht ſogleich für alles halten, was ſich an ihm ſehen läßt, dieß können wir gar wohl vermeiden. Vermieden wir dieß immer, ſo würden wir niemals irren — allein wir wollen es nicht vermeiden. Der verderbte Wille iſt der letzte Grund aller Irrthümer. Es iſt eben ſo unmöglich, daß ein ſittlich guter Menſch jemals irre, als daß er jemals falle. Freuet euch, ihr Wahrheitsfreunde! wer die Wahrheit finden will, den will die Wahrheit finden!

Um Begriffe zu erſchöpfen, muß man erſt zu ſchöpfen anfangen. Um ſie von allen Seiten zu überſehen, muß man ſie erſt von einzelnen Seiten anſehn. Um zu definiren, muß man erſt exponiren.

Die ſynthetiſche Methode thut freylich von dem allen gerade das Gegentheil — und ſie iſt genialiſcher. Aber die analytiſche iſt lehrreis

reicher. Jene ist eine Offenbarung; diese ist ein Unterricht. Jene giebt Erkenntniß; diese lehrt erkennen. Jene macht mir mit der Wahrheit ein Geschenk; diese läßt sie mir verdienen. Jene erspart mir den Hinweg, um mich auf dem Rückwege zu leiten; diese zeigt mir den Hinweg, um mich den Rückweg selbst finden zu lassen.

Und ist der Weg nicht beynahe so viel werth, als das, was auf ihm gefunden worden? Ich nehme zwar die gefundne Wahrheit mit Dank aus den Händen des andern an, aber es wäre mir doch um vieles lieber gewesen, wenn er mir blos den Weg gezeigt hätte, sie für mich selbst zu finden. Ich gönne ihm das Vergnügen gern, die Wahrheit gefunden zu haben, aber ich wünschte, daß er mir dieses Vergnügen auch gönnte. Ich freue mich, wenn ich im Besitze der Wahrheit bin, aber ich freue mich doppelt, wenn sie mein Eigenthum ist, oder doch werden kann. Dieß kann sie werden, wenn ich den Weg weiß, auf dem der erste Eigenthümer sie erworben hat. Ich gebe ihm dann sein Geschenk zurück, und suche mir selbst Eigenthumsrechte zu erwerben.

Eine

Eine Wahrheit auf einem falschen Wege gefunden, ist viel schädlicher, als ein Irrthum auf dem rechten. Wenn sich auf falschen Wegen nichts als Irrthümer finden ließen, würden wir nie das traurige Schauspiel erleben, daß sich gute Köpfe je länger je tiefer in den Irrthum hinein philosophiren. Ich bin der Meynung, daß sich ein noch lebender Schriftsteller in diesem Falle befindet, der sich über nichts so bitter beklagt hat, als über das leidige Schicksal, mit der ganzen Welt in Frieden leben zu müssen. Ich bewundere die Standhaftigkeit, mit welcher er auf seinem Wege fortgeht, aber ich würde noch mehr seinen Muth bewundern, wenn er sich entschließen könnte, wieder umzukehren. Ich war einst im Begriff, mich an ihm zu versündigen: aber ich verdanke es einem Manne, den er für seinen Feind hält, daß es nicht geschehen ist.

Je kürzer eine Erklärung ist, jemehr sie wie ein Einfall aussieht, je weniger sie abgezirkelt scheint, und je weniger sie nach der Schule riecht, desto brauchbarer habe ich sie immer gefunden. Hingegen habe ich von einer

ner Erklärung, die das Gegentheil von dem allen war, gemeiniglich nur dann Gebrauch machen können, wenn ich mich in die Gedankenreihe ihres Urhebers versetzte — eine Operation, die mir zwar immer ganz bequem zum Gedankenlernen, aber minder bequem zum Denkenlernen geschienen hat.

20.

In dem Bewußtseyn der Maximen bey unsern Urtheilen besteht die Aufklärung. Ohne dieses Bewußtseyn ist die Seele blind, und es macht dann keinen Unterschied, ob sie blind im Lichte, oder blind in der Finsterniß wandelt.

Es giebt einige Menschen, die in vielen Stücken aufgeklärt sind: aber es giebt Niemand, der es in allen wäre.

Die Gründe, die wir für unsere Urtheile anführen, sind von den Maximen, nach welchen wir sie fällen, gemeiniglich sehr verschieden, nicht selten widersprechen sie ihnen sogar. Man glaubt gewöhnlich Alles gethan zu haben, wenn man Gründe für seine Urtheile gefunden hat. Gleichwohl wundert

man

man ſich, daß dieſe Gründe gemeiniglich niemand überzeugen, außer wer ſchon im Voraus den Willen hatte, ſich überzeugen zu laſſen — eben, als ob es ein Wunder wäre, daß unſern Gründen bey andern widerfährt, was ihnen ſchon vorher bey uns ſelbſt widerfahren iſt. Unſre eigne Ueberzeugung war nicht das Werk der Gründe, die wir für unſer Urtheil fanden, ſondern das Werk der Maximen, wornach wir jene Gründe ſuchten.

Die Recenſenten beſchweren ſich öfters daß ſie durch die gründlichſten Beweiſe dennoch den Schriftſtellern nicht leicht ihre Irrthümer ausreden können. Das macht, ſie können den Schriftſtellern zwar ihre Gründe, aber nicht ihre Maximen ausreden.

Die Maxime unſeres Urtheils überlebt alle Niederlagen der Gründe für unſer Urtheil. Unverſengbar, wie Asbeſt, läßt ſie aus der Aſche der Alten unaufhörlich neue auferſtehn, und in ihrer größten Erſchöpfung erquickt ſie ſich noch durch die Hoffnung, daß die Zeit die Wahrheit ſchon ans Licht bringen werde.

Wir sind von Allem überzeugt, wovon wir überzeugt seyn wollen. Der Wille ist die Quelle aller Urtheile und die Urtheilskraft selbst ist nichts, als eine besondere Art, wie sich der Wille äußert. Alle unsre Urtheile haben sich vor dem Richterstuhl der Moralität zu verantworten. Wir fühlen dieß selbst: denn es ist kein Mensch, der nicht auf den Gegner seiner Ueberzeugung zürnt.

Es ist oft schwer auszumachen, ob wir wirklich eine Ueberzeugung haben. Drey Viertel unsrer Urtheile sind Spiele, oder Fügen. Doch giebts ein Mittel hinter die Wahrheit zu kommen. Wer überzeugt ist, ist intolerant: wer tolerant ist, will überzeugt scheinen, aber er ist es nicht. Ueberzeugung muß Leidenschaft seyn, oder sie ist nicht vorhanden. Als die Lehrer des Christenthums anfiengen, Toleranz zu predigen, hörten sie im Herzen auf, es zu bekennen. Die Gläubigen hatten daher so Unrecht nicht, die Toleranz nur für eine Maske des Unglaubens zu halten.

21.

Die Weiber sind weiter nichts, als schöne Spielsachen, mit welchen zu spielen des Mannes nur in den Augenblicken würdig ist, wo er nichts besseres zu thun weiß. Dieser Augenblicke haben aber alle Männer sehr viele.

22.

Die Weiber verhalten sich zu den Männern, wie Sackuhren zu Pendeluhren. Man läßt den erstern den Vorrang, aber die letztern gehen besser.

23.

„So wäre es nur die körperliche Stärke, „die unserm Geschlechte das Uebergewicht über „das Ihrige gegeben hätte — Madame?"

„Und was, könnte es sonst wohl seyn?"

„Vielleicht eben das, was die ungleich stärkern Thiere um ihren Vortheil über die Menschen brachte." —

24.

Es giebt eine gedoppelte Eifersucht: eine aus Liebe, und die andere aus Stolz. Jene findet außer der Ehe, diese in der Ehe statt.

25.

25.

Unter den Schülern der Philosophie giebt es einige, die die Schwierigkeiten ihres Studiums dadurch sehr glücklich überwinden, daß sie sie nicht sehen.

26.

Wer niemand hassen kann, kann aber darum auch keinen Menschen lieben. Die anziehende Kraft des Herzens steht mit der zurückstoßenden in gleichem Verhältniß.

27.

Zwischen einem großen Manne und einem großen Menschen findet unter andern auch der Unterschied statt, daß der große Mann es bis an sein Ende bleibt, der große Mensch aber im folgenden Augenblicke oft ein sehr kleiner ist.

28.

Wenn man die Klage hört, daß alle Menschen so wenig sich selbst kennen, so muß man wenigstens die Philosophen davon ausnehmen. Sie kennen nicht blos das, was sie geleistet haben, sondern auch das, was sie leisten könnten; und da das Wirkliche nur ein Theil des Möglichen ist, so ist sehr begreiflich, warum sie auf

das letztere noch um etwas stolzer sind, als auf das erstere.

29.

Widersprechende Urtheile zweyer großen Männer über den Werth des menschlichen Lebens.

„Man kann die Beantwortung der Sophisterey, (daß Jeder, so schlimm es ihm auch ergeht, doch lieber leben, als todt seyn wolle,) sicher dem Ausspruche eines jeden Menschen von gesundem Verstande, der lange genug gelebt, und über den Werth des Lebens nachgedacht hat, um hierüber ein Urtheil fällen zu können, überlassen, wenn man ihn fragt: ob er wohl, ich will nicht sagen auf dieselben, sondern auf jede andere ihm beliebigen Bedingungen, (nur nicht etwa einer Feen-, sondern dieser unserer Erdenwelt,) das Spiel des Lebens noch einmal durchzuspielen Lust hätte."

Immanuel Kant.

„Das Glück blieb bis in mein hohes Alter mein unzertrennlicher Begleiter. — Dieses Glück, wenn ich, wie öfters geschah, darüber nachdachte, veranlaßte mich bisweilen zu sagen:

„sagen: wenn es mir angeboten würde, wollte ich wohl eben dieselbe Lebensbahn noch „einmal von einem Ende bis zum andern „durchlaufen. Ich würde mir nur das Recht „der Schriftsteller ausbedingen, bey einer neuen Ausgabe ihrer Werke die Fehler der erstern „zu verbessern. Indessen wenn mir auch dieser Punct verweigert würde, so wäre ich nichts „desto weniger bereit, wieder von forne anzufangen.“

Benjamin Franklin.

30.

Verzweiflung ist Traurigkeit ohne Hoffnung. Der religiöse Mensch kann daher nie verzweifeln. Denn die Hoffnung der Religion geht über dieses Leben hinaus, bis in die Ewigkeit.

31.

Es giebt eine eigne Klasse von Menschen, die uns — jedoch durch unsre Schuld — oft sehr lästig ist: die Klasse der leidigen Rathgeber und der leidigen Tröster. In der ersten Rolle ist sie uns oft nur lächerlich, in der andern aber ist sie uns vollkommen unerträglich. Die Ursache scheint in dem geheimen Urtheile zu liegen, daß uns niemand trösten kann, auf-

ser wer unsern Schmerz selbst nicht ganz ungern sieht.

Trost bedürfen wir niemals, wenn wir ihn verlangen, sondern nur dann, wenn wir ihn fliehen. Im erstern Fall sollte man uns gehen lassen, im leztern — mit uns weinen!

32.

Humanität besteht in der Eigenschaft des Charakters, dahin durchs Gefühl zu kommen, wohin man sonst nur durch Grundsätze gelangen kann.

Es giebt eine Rechtschaffenheit ohne Humanität, aber es giebt keine Humanität ohne Rechtschaffenheit.

Humanität ist dasjenige, **wodurch** sich die edlern Menschen von den übrigen unterscheiden.

Humanität war es, was Rousseau'n verbot, von seinem Freunde jemals ein Vermächtniß anzunehmen.

Ob ein Mensch Humanität habe, kann man nicht daraus sehn, wie er sich gegen das Schöne **wohl** aber daraus, **wie** er sich gegen das Erhabene benimmt.

33.

Es giebt Menschen, die eine starke Dosis von Schmerz brauchen, bevor sie in Thätigkeit gesetzt werden können. Solche Menschen gedeihen im Glücke nicht: sie müssen unglücklich seyn, wenn etwas aus ihnen werden soll. Im Glücke sind sie boshaft, übermüthig und faul. Oft werden sie zu ihrem eignen Unglück glücklich; und dann ist es um sie geschehen!

34.

Nur derjenige kann das Vergnügen recht genießen, der es zu entbehren gelernt hat.

35.

Zornige sind gewöhnlich gutherzige Menschen: aber die Aergerlichen sind meistentheils boshaft.

Der Affect des Zorns ist mit dem Bewußtseyn der Stärke, der Affect der Aergerniß aber mit dem Bewußtseyn der Schwäche verbunden. Daher schickt sich der Zorn besser für die Männer, die Aergerniß besser für die Weiber. Es ist nichts widerlicher, als ein zorniges Weib, und nichts verächtlicher, als ein ärgerlicher Mann.

36.

Es giebt drey Leidenschaften in unserm Herzen, die unaufhörlich mit einander Krieg führen, — die Habsucht, der Ehrgeiz und die Liebe. Es werden wechselseitig viele Siege erfochten: aber die Grundsätze haben immer die Ehre davon.

Die Grundsätze sollten eigentlich neutral seyn: aber sie können ohne Alliancen nicht wohl bestehn.

Die Habsucht ist unter jenen Leidenschaften die mächtigste. Die andern weichen oftmals ihr, sie selbst weicht keiner andern.

In der Jugend herrscht gewöhnlich die Liebe. Es ist kein übles Zeichen, wenn es der Ehrgeiz, aber ein sehr schlimmes, wenn es die Habsucht thut.

Ein Mensch, bey dem keine einzige Leidenschaft sonderlich hervorsticht, hat einen schwachen Charakter und eine gemeine Seele. Die Energie der Leidenschaft muß der Energie der Grundsätze jederzeit vorhergehn. Der Stolz eines solchen Menschen auf seine Tugend ist wie der Stolz gewisser Soldaten, die nie ein Feind überwand, weil — sie keinen sahen.

Wer gewisse Jahre überstanden hat, ist vor den Anfechtungen des Ehrgeizes und der Liebe ziemlich sicher. Es wird aber nie zu spät, der Habsucht unterzuliegen.

Der Gegenstand der Liebe (als Leidenschaft) ist einzig. Wer mehr als Einen liebt, liebt keinen. Ein Funken Liebe für den Zweyten löscht das Feuer für den Ersten aus.

Die Liebe ist blind — nicht nur für die Fehler des Geliebten, sondern auch für alle unsere Vollkommenheiten, außer den liebenswürdigen.

Die Philosophie triumphirt immer über die vergangenen und über die zukünftigen Leidenschaften; aber die gegenwärtigen triumphiren über sie.

Die Grundsätze richten gegen die Leidenschaften darum so wenig aus, weil sie von allen bestochen werden. Die Habsucht spricht immer von Rechten, die Liebe von Pflichten, und der Ehrgeiz von Verdiensten. Es scheint billig, dieß alles wenigstens zu untersuchen. Und gerade das ists, was die Leidenschaft will. Denn meist ist die Vernunft mit der Untersuchung noch nicht fertig, wenn die Handlung bereits geschehen ist.

37.

Die Philosophie ist der Apocalypse darinn ähnlich, daß der größte Theil dessen, was sie verheißt, allererst in Erfüllung gehen soll.

38.

Die Sclaverey des Urtheils vollendet den Despotismus der Leidenschaft über die Seele. So lange noch das Urtheil frey ist, kann die Seele allen Stürmen der Leidenschaften ruhig zusehn; sie kann mit dem Feuer, das das Herz verzehrt, eben so kalt, als der Naturforscher mit dem Blitz, der sein Haus anzündet, experimentiren: sie kann mitten im Aufruhr der Begierden ihre Würde als Herrscherinn behaupten, und mitten aus der größten Verdorbenheit der Sitten die Reinheit des Charakters erretten.

39.

Die Idee unterscheidet sich von der Schwärmerey in weiter nichts als darinn, daß die Idee nur einen Hang hat, die Prüfung des Verstandes zu scheuen, die Schwärmerey aber Muth, sie abzuweisen. Da also Ideen so nahe an Schwärmereyen grenzen, so ist daraus erklärbar, warum alle geistvolle

Men-

Menschen, (d. i. alle diejenigen die einen Hang haben, Ideen darzustellen,) [illegible]oen darum immer geneigt sind, sich Schimären zu überlassen — Phantasten zu werden, da sie vorher nur Enthusiasten waren. Das einzige, was sie noch davor bewahren kann, ist die Verbindung mit Menschen, über deren Urtheil sie sich nicht wohl hinwegsetzen können. Daher bedürfen geistvolle Menschen immer einiger Freunde aus der gemeinen Klasse, und eben darum ist für einen geistvollen Mann eine geistlose Frau oft eine unerkannte Wohlthat.

40.

Es ist ein sicheres Zeichen, daß man eines Systems überdrüßig sey, wenn man anfängt, Buchstaben und Geist darinn zu unterscheiden. So ist es ehemahls dem Judenthum, dem Heydenthum und dem Christenthum ergangen, und so gehet es jetzt — der Kantischen Philosophie.

Es ist schwer zu glauben, daß diejenigen, die am meisten von dem Geist der Kantischen Philosophie sprechen — Reinhold und Fichte — mit dem Buchstaben am ehrlichsten zu Werke gehn.

Ich bitte Gott, daß er Kanten nur vor ſeinen Freunden bewahre, vor ſeinen Feinden wird er ſich wohl ſelbſt in Acht nehmen. Aber ich ſehe nicht, wie er den erſtern ausweichen will, die ihn, ſo ausdrücklich er auch (Kritik der pr. V. S. 96.) behauptet, daß reiner Wille und reine practiſche Vernunft einerley ſind, nichts deſto weniger zu behaupten zwingen, daß beyde zweyerley ſind. —

41.

Ein Betragen, wodurch wir einem Andern die Meynung beybringen, als ob er uns ſelbſt, oder einen Dritten, als Mittel für ſeine Zwecke brauche, während er ſelbſt doch nur als Mittel für die unſrigen gebraucht wird, heißt eine Intrigue.

Falſchheit (die Maxime ſeine Abſichten immer zu verbergen, im Gegenſatz der Ehrlichkeit, als der Maxime, ſie nicht zu verbergen, und der Offenherzigkeit, als der Maxime, ſie überall zu entdecken,) wiefern ſie ſich nicht durchſchauen läßt, heißt Feinheit. Falſchheit, wiefern ſie das Intereſſe des andern nur aufs Spiel ſetzt, heißt Argliſt, wiefern ſie es aber zu

zer-

zerstören sucht, Büberey. Wer Argliſt mit Feinheit verbindet, heißt verschmitzt, und wer Büberey mit Feinheit verbindet, heißt abgefeimt. Ein Mensch, dessen Verschlagenheit sich nur damit beschäftiget, dem andern kleine Vortheile abzugewinnen, heißt in Rücksicht auf die Maxime, die er befolgt, ein eigennütziger — und in Rücksicht auf die Geschicklichkeit, mit der er seine Maxime befolgt, ein pfiffiger Mensch. Sieht er mehr auf große Vortheile, so ist er ein Schurke.

42.

Man hat neulich gefragt: warum wir so gerne Schimpfwörter, als Zeichen der Vertraulichkeit brauchen?

Die Antwort ist: weil wir durch nichts besser andeuten können, wie weit wir entfernt sind, sie im Ernst zu nehmen.

43.

Die Liebe schämt sich im Urtheile des Geliebten zu steigen, lieber will sie darinn sinken. Ihr ersetzt die Empfindung, was das Urtheil abbricht, aber das Urtheil ersetzt ihr nicht, was die Empfindung abbricht. Die Liebe, als

ein

ein Gefühl der Gleichheit, scheint sich mit der Achtung als einem Gefühl der Ungleichheit, nicht recht zu vertragen. Die Achtung ist mit der Furcht weit näher verwandt, als mit der Liebe. Eben darum heißt der höchste Grad der Achtung Ehrfurcht.

44.

Die Augenblicke, wo man den Menschen am besten kennen lernen kann, sind bey Feldherrn die nach einer verlohrnen Schlacht; bey Gelehrten die nach einer schlechten Recension; und bey Verliebten die nach dem höchsten Genuß.

Was ein Gelehrter, der sich über eine schlechte Recension ärgert, am gewissesten daraus lernen kann, ist dieß, daß er seiner eignen Sache nicht ganz gewiß ist.

45.

Der Geist der Zeit ist unter allen Tyrannen der ärgste. Die andern tödten nur den Leib, dieser tödtet die Seele. Obgleich selbst durch einen Mächtigern überwunden, läßt er doch nie seine Gefangenen aus ihren Fesseln los.

Die Aufklärung hat nur mit dem Geist der Vorzeit zu kämpfen, und besiegt ihn öfters.

Die

Die Weisheit aber hat mit dem Geist der Zeit zu kämpfen, und wird fast immer besiegt.

46.

Die Krankheit der deutschen Democraten scheint hartnäckiger zu seyn, als die der französischen. Indem diese nach und nach anfangen, wieder zu genesen, sieht man jene nichts als scheele Gesichter dazu machen.

47.

Den meisten Philosophen ist ihre Philosophie das Ende ihres Philosophirens.

Von einem Philosophen, der mit seinem Systeme fertig ist, steht gemeiniglich nichts mehr zu erwarten, als Polemik und Reminiszenzen.

48.

Es ist so was Köstliches im Lieben, daß es nicht einmahl der Liebe des Geliebten bedarf, um die Seeligkeit davon zu genießen. Die Liebe scheint sich, wie die Tugend, reiner und heiliger, wenn sie unerwiedert und unvergolten liebt.

49.

Es giebt Menschen, welche um die Achtung der Auswärtigen zu verdienen, damit anfangen,

gen, ſich die Verachtung der Einheimiſchen zuzuziehn. Sie ſind dann aber im Letztern gemeiniglich glücklicher als im Erſtern.

„Es iſt groß, die Achtung der Menſchen „zu verachten: es muß alſo," denken ſie, „wohl „noch größer ſeyn, ſelbſt ihre Verachtung zu „verachten!" Allein ſie irren ſich. Wenn man damit anfängt, iſt es um ſehr vieles kleiner.

50.

Man hat es dem Chriſtenthum vorgeworfen, daß es von der Freundſchaft ſchweigt. Und wie konnte es anders, da es die Menſchenliebe empfiehlt?

Niemand kann ſeine Freunde lieben, außer wer die Menſchen haſſet.

51.

Freundſchaft und Liebe unterſcheiden ſich, wie Grundſatz und Neigung.

Die Freundſchaft iſt die Maxime, die Zwecke des andern zu den ſeinigen zu machen.

Die Liebe iſt die Neigung, den Gegenſtand, (der weder lebendig noch vernünftig zu ſeyn braucht,) um ſich zu haben.

Die Feindschaft ist die Maxime, seine Zwecke den Zwecken des andern entgegen zu setzen.

Der Haß ist die Neigung, den Gegenstand nicht um sich zu haben.

Es fehlt so viel daran, daß Menschenliebe Pflicht ist, daß vielmehr, wenn eins von beyden Pflicht seyn müßte, der Menschenhaß es eher wäre. Die Fürsten, welche überhaupt das Unglück haben, die ärgsten Sottisen dann hören zu müssen, wenn sie gelobt werden — müssen es sich heutiges Tages oft gefallen lassen, daß man sie Menschenfreunde nennt. Sie sollten dagegen protestiren. Es macht wenig Ehre, die Menschen zu lieben, wenn sie Verachtung verdienen — und verdient die Gattung etwas anders, als Verachtung? Das Dichten und Trachten der Gattung ist nichtswürdig vom Anbeginn. Man liebt die Menschenfreunde, und lobt sie öffentlich, (und dieß ist begreiflich,) aber man verachtet sie im Stillen, so wie man die sanften Tugenden liebt, aber nur die strengen achtet.

Wenn man die Schriften einiger Moralisten lieset, welche die ganze Tugend am Ende auf Menschenliebe reduciren, so sollte man beynahe glauben, die Tugend wäre blos dazu da, um den Schwachen das Leben leicht zu machen. Daher haben denn auch die kraftvollsten Men-

schen

schen mit dem, was man gewöhnlich Tugend nennt, niemals viel zu machen gewußt: denn sie bedurften dessen nicht.

Wenn jemand ein Menschenfreund gepriesen wird, so kann man drey gegen eins wetten, daß er ein Schwachkopf sey.

52.

„Aber die Zerstörung von Lyon?" —

„Auch vortrefflich! Große Städte sind die „Lazarethe der Menschheit."

„Nun begreife ich Sie. Sie wollen die „großen Städte nur einmahl für allemahl zu „Lazarethen machen."

„Aber gestehen Sie wenigstens, daß Ihre „Hoffnungen nicht sehr wahrscheinlich sind."

„Ich gestehe es. Allein sollten wir nicht „durch die Erfahrung einiger Jahre endlich ge„lernt haben, daß vieles Unwahrscheinliche „gleichwohl geschiehet?"

„Sie gründen also die Wahrscheinlichkeit „Ihrer Hoffnungen gerade auf ihre Unwahr„scheinlichkeit!"

„Warum nicht?"

„Nun dann — so lerne ich bey der Gele„genheit, daß sich der Einfluß der Revolution „auch auf die — Logik erstreckt."

Frag-

Fragmente aus Briefen.

Dulce est, ex pectore loqui.

1.

Im December 1793.

Eine der verdrüßlichsten Eigenschaften eines Buches ist ohne Zweifel die, wenn es sich nicht lesen läßt. Ich weiß nicht, ob die Schuld an mir, oder woran sie sonst liegen mag, — aber ich gestehe aufrichtig, daß mir seit einiger Zeit nicht wenige philosophische Schriften vorgekommen sind, die bey allem Guten und Brauchbaren, was sie enthalten mochten, dennoch den unverzeihlichen Fehler an sich trugen, daß sie sich nicht lesen ließen. Eine der härtesten Geistesindigestionen hat mir in dieser Rücksicht die E.. P.... des Herrn S verursacht,

die ich mit der peinlichsten Anstrengung doch kaum bis zur Hälfte habe aushalten können. Mit den Schriften der Herren A..... B.... K..... ist es mir leider! nicht besser gegangen, und ich würde nach so zahlreichen Erfahrungen wohl gar zu fürchten anfangen, daß ich zu aller philosophischen Lectüre gänzlich verdorben wäre, wenn ich nicht zuweilen noch Gelegenheit fände, die für mich tröstliche Bemerkung zu machen, daß es denn doch auch philosophische Schriften giebt, die mir nicht bloß mannigfaltige Belehrung, sondern auch unerschöpfliches Vergnügen gewähren.

Ich verlange von einem Philosophen, der nach meinem Geschmacke schreiben soll, zweyerley: erstlich, daß er gründlich und zweytens, daß er geistvoll schreibe — jenes, weil mein Verstand, und dieses weil meine Phantasie nicht müssig seyn will. Ich verlange eben nicht Schönheit und Glanz der Darstellung: denn ich weiß, daß es nur wenigen Auserwählten beschieden ist, diese Eigenschaften, wie Schiller, mit der Gründlichkeit zu vereinigen. Aber ich verlange eine Darstellung, die mir mehr zu Denken giebt, als ich auf den ersten Blick übersehen kann; eine Darstellung die mich fühlen läßt, daß der Verfasser nicht alles sagt,

was

was er weiß, und die mir den kostbaren Genuß gewährt, selbst manches zu errathen, was er aufgegeben, und manches zu entwickeln, was er unentwickelt gelassen hat. Ich prätendire von einem jeden Schriftsteller, und zumal von einem philosophischen, daß er Zutrauen zu seinen Lesern zeige. Ich kann zu einem Schriftsteller niemals Zutrauen fassen, der seine Leser wie Knaben behandelt. Er ist gewiß unfähig, Männer zu unterrichten.

Es giebt Speculationen, an denen ich weiter nichts auszusetzen habe, als daß sie nicht im mindesten interessiren. Es ist kein Geist darin: es ist alles so trocken, so frostig, so todt: es ist eine so unseelige Bescheidenheit darin: Die Seele wird durch nichts ergriffen, und festgehalten, und fortgerissen, und zu Ideen emporgeschwungen — und wahrlich! Ideen sind denn doch das Einzige, um dessentwillen es sich noch der Mühe verlohnt, ein Mensch geworden zu seyn. Und vollends ein Philosoph, der mit Begriffen weiter nichts zu machen weiß, als was der Tagelöhner mit Steinen macht — spalten und zusammensetzen — mit dem weiß ich nun eben auch nichts weiter anzufangen, als daß ich ihn seinen Weg für sich gehen lasse, und mir

die Erlaubniß ausbitte, ihn nicht darauf begleiten zu müssen.

Ich habe vor einigen Tagen den Versuch einer Analytick des Gefühlvermögens gelesen, den Herr Flemming in Schwerin vor kurzem herausgegeben hat. Der Titel war anziehend, und die Vorrede vielversprechend: ungeachtet ich in der letztern dem ersten Perioden eine etwas andere Gestalt gegeben hätte, um einem gewissen schiefen Sinn auszuweichen, der unwillkührlich incommodirt, wenn man lieset: diese kleine Schrift soll den Weg gehen, den alle ihrer Art gehn — sie soll — belehren, u. s. w.

Die Schrift selbst aber, die doch nur 72. Seiten beträgt, habe ich nur mit vieler Mühe aushalten können. Der Verfasser zeigt allerdings philosophischen Kopf, aber keinen Funken philosophischen Geistes. Er entwickelt Begriffe, wie man Zwirnsfäden aus einander wickelt, und ich bin der Meynung, daß das letztere Geschäft unter einer schönen Hand noch eher interessant ausfallen könne, als das erstere unter der seinigen. Von dem Endzwecke alles Philosophirens scheint er kaum eine schwache

Ahn-

Ahndung zu haben, wenigstens hat er durch nichts gezeigt, daß das Gegentheil statt finde — und wenn es dennoch statt findet, (was allerdings möglich ist,) so kann er es uns doch nicht verdenken, daß wir nicht so geschwind an etwas glauben wollen, wovon wir zur Zeit noch nichts gesehn haben.

In dem Gehege seiner Philosophie sieht es so dürr, so kalt, so erstorben aus, wie in einem Hain im Winter: sein Ton ist so einförmig, seine Sprache so ermüdend, sein Gang so schleppend, wie es wenigstens bey einem Jüngling nicht seyn sollte, dessen Phantasie zwar stumpf, aber unmöglich schon abgestumpft seyn kann, und dem man nicht leicht so viel Resignation zutrauen wird daß er seiner Phantasie die Flügel lähmen sollte, wenn es ihr einfällt, die Vernunft auf ihren Flügen in die kalten Regionen der Speculation zu begleiten. Sollte er wirklich so viel Resignation gehabt haben, so würde ich ihm wohlmeynend rathen, sich in Zukunft weniger Gewalt anzuthun. Denn die Vernunft verlernt nicht leicht das Speculiren, aber die Phantasie verlernt sehr bald das Idealisiren. Von einem Schriftsteller, der in gewissen Jahren mit einer gewissen Ueppigkeit philosophirt, von dem hoffe ich Vie-

les: aber für einen, der als Jüngling kalt und trocken speculirt, fürchte ich Alles. Er legt sein Kapital schlecht an: es wird ihm keine Zinsen tragen, und am Ende wird er das Kapital selbst einbüßen.

2.

Im Jänner 1794.

Ich weiß nicht, mein lieber Freund, ob ich mich durch die Wendung, welche die Philosophie seit einiger Zeit in Deutschland genommen hat, mehr zur Bekümmerniß, oder mehr zur Satyre bestimmen lassen soll.

Wenn ich das mit jeder Messe sich vermehrende Heer unberufener Schriftsteller überschlage, welche die Kantische und seit Kurzem auch die Reinholdische Philosophie — jeder nach seiner Weise — bearbeiten; welche Wunder wie viel Verdienst sich erworben zu haben glauben, wenn es ihnen gelungen ist, eine erbärmlich kleine Anzahl eigner Gedanken in das Fachwerk Kantischer und Reinholdischer Terminologie einzuschieben; welche von aller Selbsterkenntniß so gänzlich verlassen sind, daß sie die einzige Entschuldigung, die man ihren elenden Producten angedeihen lassen kann, nähmlich die

die Eilfertigkeit, mit welcher man gutherziger Weise annimmt, daß sie zu Stande gekommen sind — daß sie diese verschmähen, und mit lächerlichem Eigendünkel an das Urtheil competenter Richter appelliren, durch welches doch in dem für sie günstigsten Falle nichts anders ausgemacht werden könnte, als daß sie mit saurer Mühe dennoch nichts kluges hervorzubringen im Stande waren; wenn ich mir die naive Rolle vorstelle, welche unsere Theologen größtentheils — oder meynst du, daß ich mit gutem Gewissen alle sagen könnte? — spielen, wenn es ihnen bisweilen einfällt, in ihren Untersuchungen — oder, wenn du lieber willst, Betrachtungen — hin und wider Kantische Dogmen — denn weiter sind sie nichts für sie — anzubringen; wenn ich die Menge seichter Recensionen überdenke, welche philosophische Schriften in allen unsern kritischen Journalen, mehr oder weniger, erfahren, und von welchen die der Gegner der kritischen Philosophie, im Ganzen genommen, besser, wenigstens Urtheils freyer sind, als die ihrer Vertheidiger; wenn ich den Geist der Nachbeterey erwäge, der sich gegenwärtig unsers philosophirenden Publicums bemächtiget hat, und der die einzelnen Selbstdenker, die hier und da aus dem Haufen sich erheben, zu so bewunderswür-

digen Erſcheinungen macht, daß man ihnen Alles was ſie wollen, ſogleich auf ihr Wort glaubt, und daß ihre Sprüche als wie Orakel angeführt werden; wenn ich mir den hohen Ton vorſtelle, in welchem die Kantianer mit ihren Gegnern ſprechen, wobey es ſich bisweilen ereignet, daß die erſtern das, was ſie vertheidigen wollen ſelbſt gar nicht verſtehen, indeß die letztern von Tage zu Tage ungewiſſer werden müſſen, wie ſie mit der kantiſchen Philoſophie, die in jedes ihrer Freunde Munde anders lautet, eigentlich daran ſind; — wenn ich mir dieß alles vorſtelle, ſo hätte ich freylich Luſt zu ſpotten:

Wenn ich aber auf der andern Seite bedenke, wie ſich unſere vorzüglichſten philoſophiſchen Schriftſteller alle Mühe von der Welt geben, die Philoſophie wieder in den Himmel hinauf zu ziehen, nachdem ſie Kant ſo glücklich auf die Erde herabgerufen hatte; wie ſie faſt durchgängig Nebenſachen zur Hauptſache machen, die Hauptſache aber ſchon beynahe gänzlich aus dem Geſichte verlohren haben; wenn ich auf der einen Seite zurückdenke an die entzückenden Ausſichten, die der Königsbergiſche Weiſe eröffnet hatte, und auf der andern erblicke die demüthige Miene, mit welcher ſeine Jünger der

Him-

Himmelfahrt ihres Meisters nachstaunen, zufrieden mit jedem Zipfel seines Mantels, der ihm dabey entfiel: die Erniedrigung des Sinnes, die Geistesleerheit und die Ideenarmuth, welche die allermeisten unserer philosophischen Schriften zu der allerekelhaftesten Lectüre macht, die sich nur denken läßt; wenn ich mich erinnere, daß unter allen unsern philosophischen Schriftstellern nicht fünf gefunden werden, die die Kunst zu schreiben verstehen; wenn ich endlich überlege, daß der täglich zunehmende Beyfall, den eine gewisse Philosophie bey unserm Publicum findet, der vollgültigste Beweis sey, daß die ächten Principien der Kritik entweder schon vergessen, oder, was wahrscheinlicher ist, noch niemals verstanden worden sind; wenn ich dieß alles überlege, so finde ich nur zu viel Ursache, bekümmert zu seyn, ob nicht etwa die Erscheinung der Kritik für unser Zeitalter überhaupt zu früh geschehen sey, und ob nicht vielleicht noch manches Jahrhundert vergehen möge, ehe die Welt es fasset und begreifet.

3.

den 12. May 1794.

Ich gestehe, daß die Wendung, welche Ihr Schicksal genommen, mich ungemein erfreuet

freuet hat. Ich weiß nicht, ob es Schwäche meiner weltbürgerlichen Gesinnung ist, aber soviel ist gewiß, daß ich Sie A — nicht gönnte. Wir haben an Geistern Ihrer Art noch nicht so viel Ueberfluß, daß wir fremden Ländern davon abgeben könnten — am wenigsten in der gegenwärtigen Gährung abgeben könnten. Ich kenne niemand, der über Gegenstände des Staatsrechts mit dem Feinsinne, und dem umfassenden Blicke philosophirt hätte, den Sie in Ihrer Abhandlung über .. ... gezeigt haben. Selbst Fichte hat sich von dem Strome der Meynungen des Tages fort reissen lassen: Sie haben die Freyheit Ihres Urtheils behauptet — und gerade diese Energie ist es, was ich einem Philosophen am wenigsten erlassen kann, ihm, der berufen ist, Gesetzgeber, und nicht Unterthan der öffentlichen Meynung zu seyn. Auch Gentz würde uns, dünkt mich, nicht für Ihren Verlust schadlos gehalten haben. Er ist zu sehr Redner, als daß man sich der Furcht entschlagen könnte, überredet, statt überzeugt zu werden. Bey ihm, wie bey Burke, kommt man oft in Gefahr, sich auf Discretion zu ergeben. Mit Ihnen läßt sich doch noch capituliren. Ich weiß nicht, wozu Sie die glückliche Muse, die Sie von nun an in K..... genießen werden, eigentlich bestimmt haben.

haben. Ich habe einmal etwas von Literatur-Briefen gehört, die Sie schreiben wollten. Diese Nachricht entzückte mich. Müssen Sie nicht selbst gestehn, daß die philosophische Literatur eines Revisions-Tribunals bedarf, indem der Geist der Kritik von denen, die am meisten den Ton angeben, längst gewichen ist, und sich bisher niemand gefunden hat, der Kraft und Muth besäße, ihn wieder zu beschwören? Sie besitzen beydes: Muse darzu: und Willen? Ich dächte, Sie sollten wollen.

Fichten, der täglich hier erwartet wird, traue ich sehr viel zu. Aber ich würde ihm noch mehr zutrauen, wenn er die Kritik der Offenbarung zwanzig Jahre später geschrieben hätte. Ein Jüngling, der es wagt, ein Meisterwerk zu schreiben, muß gemeiniglich hart dafür büßen. Er ist, was er ist, und wird nicht, was er werden könnte. Er hat seine Kraft zu früh verbraucht, und seinen spätern Früchten wird es wenigstens an Reife gebrechen. Ein großer Geist hat kein Verdienst, wenn er nicht zugleich Resignation genug besitzt, es eine Zeitlang nicht zu scheinen, um ein größerer zu werden. Wer der Wahrheit nicht einmal ein Dutzend Jahre Ruhm zum Opfer bringen kann, was mag der ihr wohl sonst

für

für eines bringen können? Ich glaube, daß ...ds Ch.... dem Studium der Kantischen Philosophie mannigfaltigen Schaden gethan, aber gegen den, den sie dem Verfasser selbst gethan, kommt er nicht in Betracht. Mit ihr ist sein Philosophiren für diese Welt geschlossen, und es ist forthin nichts mehr von ihm zu erwarten, als Polemick und Reminiscenzen. Noch ist Fichte nicht hier: aber ich bin sehr begierig, zu sehn, ob es für ihn noch etwas zu lernen giebt. Es wäre fast ein Wunder bey dem vielen Weyhrauch, der ihm gestreuet worden. O es verlernt sich nichts leichter, als das Lernen!

4.

den 4. October 1794.

— — — — ...ds Verdienst war, daß er abführte von dem Buchstaben der Kantischen Kritik, daß er den Philosophen Deutschlands das Bedürfniß erster Principien aller Philosophie kräftig einschärfte, und sie in einem oft sehr bittern Tone daran erinnerte, daß die Kritik der Vernunft nur die Propädevtick eines philosophischen Systems, nicht aber dieses System selbst wäre. Und hier hat ...ds Verdienst um die Philosophie seine Grenze! Freilich

lich versuchte er es — und wer mag es ihm verdenken? — über diese Grenze ungleich weiter hinaus zu dehnen: aber Sie wissen, mit welchem Erfolge. Seitdem er jene Grenze überschritten, war der gute Geist des Criticismus von ihm gewichen, und der böse Geist des Popularismus über ihn gekommen: die Fundamentallehre der Kritik von dem Unterschiede der Dinge, wiefern sie Erscheinungen, und wiefern sie Dinge an sich selbst sind, hatte sich gänzlich aus seinem Gesichtskreise verlohren: ...ds Raisonnement über die Realität der Dinge außer uns, und der Freyheit in uns unterschied sich in nichts als in dem ungleich imposantern Tone von den leeren Versicherungen, welche die Popularphilosophie für jene Lehren von jeher statt gründlicher Beweise anzuführen gewohnt war, jede Theorie, die er aufzustellen wagte, wie die der Vorstellung, des Wollens, und des Verknüpfens, mislung ihm, darum, weil er mit jeder die Bestimmung überschritte, zu der ihn der Genius der Philosophie berufen hatte, und welche nicht war, Theorien zu bauen, sondern nur das Bedürfniß ihres Baues einzuschärfen. Aber der erzürnte Genius der Philosophie strafte ihn mit noch etwas Aergerem, als mit dem bloßen Mißlingen verbotener Unternehmungen. Jede seiner Theo-

rien

rien mußte ſeinen Blick, ſtatt ihn zu erweitern, einſchränken: jede mußte ihn von den Principien des Criticiſmus weiter entfernen, und denen des Dogmatiſmus näher bringen: etc. —

5.

den 7. December 1794.

— — — Seitdem ...d uns verlaſſen, iſt ſeine Philoſophie (bey uns wenigſtens) Todes verblichen. Von der „Philoſophie ohne Vornahmen" iſt jede Spur aus den Köpfen der hier Studierenden verſchwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an ...d geglaubt worden iſt. Man verſtehet jenen freylich noch ungleich weniger als dieſen: aber man glaubt dafür auch deſto hartnäckiger. Ich und Nicht — Ich ſind jetzt das Symbol der Philoſophen von geſtern, wie es ehemals Stoff und Form waren. An der Rechtmäßigkeit, Verträge einſeitig aufzuheben, wird eben ſo wenig mehr gezweifelt, als ehemals an der Mannigfaltigkeit des Stoffes. Die beſſern Köpfe diſputiren jetzt nur noch darüber unter einander, wie man jene Lehre auf die beſtehenden Verhältniſſe der Staaten am verwirrendſten anzuwenden

habe

habe, so wie Ihre Vorgänger ehemals nur über die Art und Weise nicht einig werden konnten, wie das Theorem von der Mannigfaltigkeit des Stoffes eigentlich demonstrirt werden müßte.

Fichtens Philosophie ist, so zu sagen, philosophischer als die — deutsche. Fichten hört man gehn und graben und suchen nach Wahrheit. In rohen Massen bringt er sie aus der Tiefe mit, und wirft sie von sich. Er sagt nicht was er thun will: er thuts. — Seine Lehre war mehr Ankündigung einer Philosophie, als Philosophie. Er hat seine Verheißungen nie erfüllt. Nicht selten gab er die Verheißung für die Erfüllung aus. Er wird sie auch nie erfüllen — denn es ist aus mit ihm! — — — Fichte ist wirklich gesonnen durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Der Hang zu unruhiger Thätigkeit, der in der Brust jedes edeln Jünglings wohnt, wird von ihm sorgfältig genährt und gepflegt, damit er zu seiner Zeit Früchte bringe. Er schärft bey jeder Gelegenheit ein, daß Handeln! Handeln! die Bestimmung des Menschen sey, wobey nur zu fürchten steht, daß die Majorität der Jünglinge, die dieß zu Herzen nehmen, eine Aufforderung zum Handeln für nichts besseres, als

für

für eine Aufforderung zum Zerſtören anſehn dürfte. Und überdem iſt der Satz falſch. Der Menſch iſt nicht beſtimmt zu handeln, ſondern gerecht zu handeln: kann er nicht handeln, ohne ungerecht zu handeln, ſo ſoll er müſſig bleiben. Kann die geſammte Menſchheit nur durch eine Ungerechtigkeit erhalten werden, ſo ſoll ſie untergehn. Es iſt gar nicht nothwendig, daß Menſchen ſind: aber es iſt nothwendig, daß ſie gerecht ſind, wenn ſie ſind!

6.

den 31. December 1794.

Wenn die H...iſchen Philoſophen das Forſchen nach erſten Principien für überflüſſig halten, ſo ſehe ich nicht ab, wie ſie iemals dahin gelangen wollen, eine Philoſophie, als Syſtem, — was doch am Ende der Zweck aller Kritik iſt, — wirklich zu machen. Selbſt Beck hat im andern Theile ſeines Auszugs gar wohl gefühlt, daß es der Kantiſchen Philoſophie noch an etwas Anderem gebreche, als an Klarheit der Darſtellung. Es fehlt an Principien .... ſcheint dieſes Bedürfniß wirklich nicht zu fühlen; aber dafür ſind auch alle ſeine Begriffe in allen ſeinen Lehrbüchern unbeſtimmt und ſchwankend. Er iſt kein philoſo-

ſo

ſophiſches Genie. Seine Schriften ſind inſtructiv, aber kalt, trocken, und im höchſten Grad langweilig. Man ſieht nirgends eine Spur, daß die Wahrheit ihn intereſſirt. Eben darum intereſſirt er uns nicht. Er iſt ein philoſophiſcher Schulmeiſter, aber kein Philoſoph. Er ſchabt immer nur an der Oberfläche, und ſchneidet nirgends ein. Wenn er Eine Schwierigkeit gelöſt hat, ſo kann man ſicher ſeyn, daß nun zwey vorhanden ſind. —

Den Leſer Kantiſcher und Fichtiſcher Schriften ergreift ein hohes Gefühl der Uebermacht gewaltiger Geiſter, die mit ihren Gegenſtänden ringen, um ſie zu zermalmen; die alles, was ſie uns ſagen, uns bloß darum zu ſagen ſcheinen, um uns ahnden zu laſſen, wie viel mehr ſie uns noch ſagen könnten.

Ich kann nie eine Unterſuchung aushalten, in welcher der Gegenſtand ſich bloß leidend verhält. Die Unterſuchung ſoll kein Spiel mit todten Begriffen ſeyn, die ſich alles gefallen laſſen, was man mit ihnen vornehmen will. Sie ſoll ein Kampf mit lebendigen, mit hartnäckigen Begriffen ſeyn, die ſich nicht alles gefallen laſſen. Das Ende der Unterſuchung ſoll ein Sieg ſeyn — denn nur dadurch kann

sie interessiren. Es ist nichts unausstehlicher, als ein philosophisches Buch, worinn der Verfasser seinem Gegenstande ohnmächtig nachschleicht, hier und da ihn drückt und zwackt, nirgends aber fasset und unter seine Füsse tritt; worin der Verfasser nie seines Gegenstandes Herr wird, sondern dieser immer sein Herr bleibt; — worin mit Einem Worte nur der Buchstabe philosophisch, der Geist aber ein gemeiner Geist ist. Es ist in der Philosophie, wie in der Kunst. Es giebt Gedichte, an denen der Geschmack eben nichts auszusetzen hat: sie sind correct: aber bey aller ihrer Correctheit mag sie niemand, denn es ist kein Geist darin. So giebt es philosophische Werke, deren grösster Fehler darin bestehet, daß sie keinen haben — so wie es Menschen giebt, denen es die Humanität nicht verzeihen kann, daß sie so fehlerlos aus den Händen der Natur gekommen, und also auch nichts, als gemeine Probleme der Freyheit aufzulösen geben. — — Alles Wahre, was J... geschrieben hat, ist nicht den zehnten Theil des Falschen werth, was Fichte geschrieben haben mag. Jener giebt mir eine kleine Anzahl bekannter Wahrheiten, dieser giebt mir vielleicht nicht Eine Wahrheit, öffnet aber dafür meinem Auge die Aussicht auf eine Unendlichkeit unbekannter Wahrheiten. — —

7.

Den 27. Jänner 1795.

Es scheint, daß von der neuesten Revolution, die jetzt für die Philosophie in Jena unternommen wird, noch kaum das erste dunkle Gerücht Ihre entfernten Gegenden erreicht habe. Sie können sich aber dabey unter andern auch damit trösten, daß es noch bis jetzt unsern nächsten Nachbarn nicht viel besser ergeht. Jena scheint wirklich im Reiche der Philosophie ungefähr die Rolle zu spielen die die Hauptstädte im Reiche der Mode zu spielen pflegen. Immer fängt in der Provinz die neue Mode an getragen zu werden, wenn sie eben in der Hauptstadt durch die neueste verdrängt worden ist; und wenn in dem übrigen Deutschland eine neue Philosophie in die Zeit ihrer schönsten Blüthe tritt, hat eben eine neueste in Jena ihren Frühling angetreten. Dieß war schon einmahl vor etwa sechs Jahren der Fall. Damahls fieng die alte kantische Philosophie in dem übrigen Deutschland eben an zu blühen, und gerade zu derselben Zeit wurde von Reinhold eine neue Kantische Schule in Jena gestiftet. Jetzt fängt Reinholds Methode eben an, auswärtig Beyfall und Nachahmer zu finden, indessen diese Methode allhier schon ziemlich in

Vergeſſenheit gerathen iſt; und da man in der Welt, zumahl in der jungen Welt, immer von einem Extreme auf das andere übergeht, ſo dürfte es leicht geſchehen, daß in Kurzem von der ehemahligen Bewunderung Reinholds kaum etwas mehr, als die Verwunderung über jene Bewunderung übrig wäre. In der Philoſophie ſind wir alſo hieſigen Orts immer in neuen Kleidern — oder wenn Sie lieber wollen, immer in neuen Hüten — wenn das übrige Publikum noch in den alten iſt. Wir haben dabey doch wenigſtens den Vortheil, daß wir nicht leicht fremde Thorheiten nachmachen, ſondern dafür lieber unſere eigenen aufbringen. Ob wir dadurch am Ende klüger werden? ſteht dahin. So viel iſt gewiß, bis jetzt iſt auch nicht der mindeſte Anſchein dazu vorhanden.

An der Kantiſchen Philoſophie ſchätze ich den Inhalt und den Buchſtaben, an den übrigen ſehe ich nur auf Form, Methode und Geiſt.

Es iſt gewiß, daß in der Philoſophie Fichtens ein ganz anderer Geiſt iſt, als in der Philoſophie ſeines Vorgängers. Der Geiſt der letztern iſt ein ſchwacher und furchtſamer Geiſt, der zwiſchen den Verzäunungen und Verpfählungen

der

der Inwieferne's Insoferne's, der weitern, engern und engsten Bedeutungen scheu einherschleicht; ein armer und erschöpfter Geist, der seine Armuth an Gedanken hinter den weiten Mantel der Schulsprache — jedoch nur schlecht — verbirgt, und dessen Philosophie Förmlichkeit ist ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch und Blut, Körper ohne Leben, Verheißung ohne Erfüllung. — Aber der Geist der Fichtischen Philosophie ist ein stolzer und muthiger Geist, dem das Gebiet der menschlichen Erkenntniß an allen Ecken und Enden zu eng ist, der sich auf jedem Schritt, den er thut, neue Bahnen bricht; der mit der Sprache kämpft, um ihr Worte genug für die Fülle seiner Gedanken abzuringen; der uns nicht führt, sondern ergreift und fortreißt, und dessen Finger keinen Gegenstand berührt, ohne ihn zu zermalmen. Was aber vorzüglich der Philosophie Fichtens ein ganz anderes Interesse giebt, als der — — ischen, ist dieß, daß in allen ihren Untersuchungen ein Regen, ein Streben, ein Treiben ist, die härtesten Probleme der Vernunft durchgreifend aufzulösen. Ihre Vorgängerin schien nicht einmahl die Existenz jener Probleme, geschweige ihre Auflösung zu ahnden. — Fichtens Philosopheme sind Untersuchungen, in denen wir die Wahrheit vor unsern Augen sehen werden,

und die eben darum Wissenschaft und Ueberzeugung gründen. ... ds Philosopheme sind Darstellungen von Resultaten, deren Erzeugung hinter den Coulissen vorgeht. Glauben kann man sie, aber wissen nicht!

8.

Den 27 Jänner 1795.

Mit diesem Briefe soll eine neue Periode in unsrer Freundschaft beginnen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß nie wieder ein Bruch in ihr statt finden soll. Sie geben mir doch wohl auch das Ihrige?

Ich weiß gar nicht mehr, auf welchem Puncte in der literärischen Welt Sie stehen geblieben sind: ich weiß nicht, was Sie neuerlich für Bücher gelesen haben; auch weiß ich nicht, ob bey Ihnen etwa ein Bedürfniß einer andern Art zu philosophiren entstanden, und wie weit dasselbe gediehen ist. Auf alle Fälle aber haben Sie sehr viel nachzuholen, und ich sehr viel einzubringen. Es kann nicht alles auf einmahl geschehen. Erlauben Sie, daß ich heute mit den Dingen, die mir eben am nächsten liegen, den Anfang mache. — — —

Das Aeuſſere unſers Philoſophen — — Der Grundzug ſeines Charakters iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß gewöhnlich wenig von Delicateſſe und Feinheit — — in ſeinen Schriften kommen auch wenige eigentlich ſchöne Stellen vor: ſein Trefflichſtes hat immer den Charakter der Gröſſe und der Stärke. Der Ton, in welchem er gewöhnlich ſpricht, iſt ſchneidend und beleidigend. Auch ſpricht er eben nicht ſchön, aber alle ſeine Worte haben Gewicht, und Schwere. Das liebreiche, anſchlieſſende, hingebende Weſen — —ds fehlt ihm ganz. Seine Grundſätze ſind ſtreng, und wenig durch Humanität gemildert. Gleichwohl verträgt er, was — —d nicht vertrug, Widerſpruch, und verſteht, was — —d eben ſo wenig verſtand, Scherz. Seine Superiorität läßt er nicht ſo demüthigend empfinden, als — —d: wird er aber herausgefordert, ſo iſt er ſchrecklich. Sein Geiſt iſt ein unruhiger Geiſt; er dürſtet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. — —

Fichtens öffentlicher Vortrag fließt nicht ſo ſtetig, und lieblich, und ſanft dahin, wie der — — diſche: er rauſcht daher, wie ein Gewitter, das ſich ſeines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, wie — —d, aber er erhebt die Seele. Je-

nem ſah man es an, daß er gute Menſchen machen wollte, dieſer will große Menſchen machen. — — ds Blick war Sanftmuth, und ſeine Geſtalt war Majeſtät. Fichten's Auge iſt ſtrafend, und ſein Gang iſt trotzig. — — ds Philoſophie war eine ewige Polemik gegen Kantianer und Antikantianer. Fichte will durch die ſeinige den Geiſt des Zeitalters leiten: er kennt deſſen ſchwache Seite, drum faſſet er ihn von Seiten der Politik. Er beſitzt mehr Witz, mehr Scharfſinn, mehr Tiefſinn, mehr Geiſt, kurz überhaupt mehr Geiſteskraft, als — — d. Seine Phantaſie iſt nicht blühend, aber energiſch und mächtig. Seine Bilder ſind nicht reizend, aber ſie ſind kühn und groß. Er dringt in die innerſten Tiefen ſeines Gegenſtandes ein, und ſchaltet im Reiche der Begriffe mit einer Unbefangenheit herum, welche verräth, daß er in dieſem unſichtbaren Lande nicht nur wohnt, ſondern herrſcht.

Wenn Sie mich fragen, wie ſich wohl — — ds Verdienſte um die Philoſophie zu denen, die ſich Fichte erwirbt, verhalten mögen? ſo weiß ich Ihnen darauf keine beſſere Antwort zu geben, als die: — — d verhält ſich zu Fichte, wie ſich Johannes zu Jeſus verhielt: wie der Vorläufer zu dem der da kommen ſoll:

wie

wie der mahnende Prediger in der Wüsten zu dem Lehrer "mächtig in Thaten und Worten!"

Ich werde künftig noch oft Gelegenheit haben, von Fichte und über Fichte Ihnen zu erzählen: drum benutze ich die Paar Zeilen die mir noch übrig sind, bloß dazu, um Sie zu erinnern, daß die Freyheit der Geister mehr als je in Gefahr sey, wenn ein übermächtiger Geist sein Zeitalter erschüttert. Wachen Sie über die Ihrige, und sehn Sie vor der Hand mehr darauf, zu behaupten, was Sie haben, als zu erobern, was Sie nicht haben. Ueberlassen Sie das Experimentiren andern — es gibt Waghälse genug, die entschlossen sind, die Kosten davon zu tragen!

9.

Im Februar 1795.

Ich habe Ihnen manches über die neueste Philosophie geschrieben. Sie möchten nun auch gern etwas von derselben hören. Da werden Sie sich denn nun wohl noch einige Zeit gedulden müssen, bis ich tiefer in ihre Geheimnisse eingedrungen seyn werde, als es mir bis jetzt hat gelingen wollen. Was ich Ihnen vor der Hand noch Preis geben kann, sind keine Ur-

theile, denn diese habe ich noch nicht gefunden, es sind bloß die Maximen, wornach ich sie suche.

In der Nähe eines Philosophen, der philosophirt, wie Fichte, ist mir immer nicht anders zu Muthe, als in der Nähe eines Taschenspielers. Hier traue ich den Augen meines Leibes, dort den Augen meines Geistes nicht. Evidenz reicht da nicht hin. Ein Mann, der es in seiner Gewalt hat, mir das Unglaubliche glaublich zu machen, kann es mir nicht verdenken, wenn ich nun manches Glaubliche, was er vornimmt, unglaublich finde. Konnte er mir das, was ich einen Augenblick vorher für unmöglich hielt, einen Augenblick später wirklich darstellen, so kann mir ein anderer, der größer ist, als er, das, was ich jetzt für wirklich halte, künftig leicht wieder als unmöglich vorzaubern. Er hat mich mistrauisch gemacht auf meine Einsichten, die ich vor ihm hatte; soll ich es weniger seyn auf die, die ich durch ihn habe?

Daß Ein höchstes Princip, „von dem sich alle Wahrheiten, wie von einem Knäuel abwinden lassen," ein Bedürfnis für die speculative Vernunft sey, daran zweifle ich nicht. Aber ich fürchte, es geht den Philosophen mit ihrem

ihrem ersten Princip, wie den Alchymisten mit dem Stein der Weisen. Sie werden es unaufhörlich suchen, und niemahls finden. Es ist eine Aufgabe, die die Natur der Vernunft gab, nicht um die Auflösung zu finden, sondern um sie zu suchen. Ich versichere Ihnen, daß mich in manchen Augenblicken der Gedanke zittern macht, nun kann die Vernunft nicht höher steigen! —

Die menschliche Vernunft ist von jeher baulustig gewesen. Erst fieng sie mit Hütten an, dann wurden Häuser, späterhin Palläste, und endlich Tempel mit hohen Thürmen daraus. Anfangs baute man aus Bedürfniß, dann aus Bequemlichkeit, später aus Luxus. Die menschliche Vernunft hatte von jeher die Grille, nicht bloß gen Himmel, wie sie sollte, sondern sogar bis an den Himmel, wie sie nicht sollte, zu bauen. Freylich hörte man oft genug Leute, zumahl junge Leute, sagen, endlich sey der Himmel erreicht! Aber es währte niemahls lange, so kamen andere, und versicherten, es sey dieß nicht der Himmel, sondern nur eine Wolke gewesen, und man müsse noch viel höher bauen, um wirklich den Himmel zu erreichen. Diesen gieng es nicht besser, als ihren Vorgängern, aber auch nicht schlechter, als ihren

Nach-

Nachfolgern. Sie verbauten ſich ſogar die Ausſicht in den Himmel: und das war das Schlimmſte, was ihnen wiederfahren konnte.

Kennen Sie einen Philoſophen, deſſen Philoſophie nicht das Ende ſeines Philoſophirens geworden wäre? Finden Sie nicht, daß den Meiſten ihr Syſtem der Kerker wurde, in deſſen Wände ſie ihren ſonſt freyen Geiſt einzwängten, um nie darüber hinaus zu gehn, und nur ſelten, und immer ſchüchtern, darüber hinaus zu ſehn? „O wenn Sie doch ſo viel bey Fichte ausrichten könnten," ſchrieb mir vor einigen Monaten einer meiner philoſophiſchen Freunde, „daß er noch ferner philoſophirte, und nicht ein Kunſtſtück, das man jetzt Philoſophie nennt, zu Stande zu bringen ſuchte, das er zwar ſehr ſchön machen, und davon er großes Lob haben wird, aber das für die wahren Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes gar nichts enthalten kann, ſondern nur ein anziehender philoſophiſcher Zeitvertreib iſt — ein tranſcendentales Schachſpiel. Ich für meinen Theil habe weder Luſt, auf den kahlen Felſen der allgemeingültigen Principien hinaufzuklimmen, noch mir ſchlafloſe Nächte zu machen, um etwa eine ſolche Spielparthie zu gewinnen. Die Figuren kenne ich, die Spielregeln weiß ich auch,

auch, und so habe ich genug, um mich manchsmahl mit einem guten Freund zu amüsiren.“

Fichte versichert zwar wiederhohlt, sein System sey kein anderes, als das Kantische. Indessen kann ich Sie aus der besten Quelle versichern, daß der Stifter des letztern selbst anderer Meynung ist. Dieß allein dürfte Sie nun noch nicht irre machen; denn es wiederfährt den Philosophen öfters, daß andere sie besser verstehen, als sie sich selbst verstanden. Ich sage es Ihnen bloß, um in beyde Wagschaalen Ihres Urtheils die Autorität eines großen Mannes zu legen, damit nicht die eine vor der Zeit sinke.

Man hat bey der Kantischen Philosophie über Dunkelheit geklagt: bey der Fichtischen wird man über Finsterniß klagen müssen. In andern Philosophieen konnte immer die Einbildungskraft dem Verstande nicht nachkommen; hier scheint es, als ob der Verstand nicht allemahl der Einbildungskraft nachkommen könne: es werden uns Begriffe zugemuthet, die wir nur mit der Einbildungskraft antassen, mit dem Verstand aber gar nicht denken sollen. Sie können sich leicht einbilden, daß solche Zumuthungen nicht viele freundliche Gesichter finden

den können. Vier philoſophiſche Schriftſteller, S.... E.... R.... und B.., deren jeder bey Ihnen in vorzüglichem Kredit ſtehet, haben theils in ihren Schriften, theils in Recenſionen, theils in Briefen folgende Urtheile über die Fichtiſche Philoſophie ſich entfallen laſſen:

Der eine erklärt, „daß er von einer ihm völlig unverſtändlichen Lehre ſeinen Leſern kein verſtändliches Wort zu ſagen wiſſe.“

Der andere klagt, „daß er von der neueſten Philoſophie auch noch nicht einmahl das Vorgefühl habe, das Paulus gehabt, als er ſchrieb: ich ſehe jetzt in einem dunkeln Licht, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht. Was Fichte von Mathematik habe, ſey meiſtentheils falſch, und es gehe ihm dabey nicht beſſer, als Maimon, der ſich eben ſo gern, aber nicht mit glücklicherm Erfolg, auf Mathematik einlaſſe. Nach der Art, wie Fichte die Erzeugung einer Kreislinie darſtelle, ſey es unmöglich eine zu conſtruiren: auch ſey die Aufgabe von der Rectification einer krummen Linie keineswegs unendlich. Die gerade Linie habe ſchon viel zu thun gegeben. Man könne ſagen, es gebe nur krumme Linien, und die gerade

Linie

Linie entſtehe nur dann, wenn zwey krumme durch die Kleinheit der Krümmung in einander fallen. Das Einzige, was ſich in der Mathematik nicht definiren laſſe, ſey das Rechte und Linke. Dadurch daß Maimon dieß überſehen habe, ſey deſſen ganze Theorie des Raums zu Stande gekommen, denn er könne unmöglich erklären, durch welche innere Beſtimmungen zwey vollkommen gleiche rechtwinklige ſphäriſche Dreyecke diſſeits und jenſeits eines größten Kreiſes ihre Stelle erhalten, wenn ſie noch dazu nicht für einander geſetzt werden können. Es ſtehe zu erwarten, wie Fichte beweiſen werde, daß etwas links liege, wenn etwas anderes rechts liegt.“

Dem Dritten beweiſen die neueſten Begebenheiten in der Philoſophie, „daß unſere beſten Köpfe über die Wettkämpfe, die ſie mit ihrer philoſophirenden Vernunft anſtellen, die Geſundheit ihres Verſtandes einbüſſen, und daß man in der Philoſophie von der Orthodoxie der Kritik zur Heterodoxie, von dieſer zur Paradoxie, und von der zur Antidoxie auf demſelben Wege gelange, auf welchem die Dichter von dem Intereſſanten, das ſie übertreffen wollen, zum Frappanten, von dieſem zum Piquanten, und von dieſem zum Choquanten

durch

durch Ruhmſucht fortgepeitſcht werden, bis alle nach verlohrnem Athem beym Ennuyanten endigen.“

Der vierte endlich trägt kein Bedenken, die neue Philoſophie für baaren Unſinn, und in Vergleich mit dem ungereimteſten Mährchen für Etwas noch viel Unleidlichers zu erklären —

Glauben Sie ja nicht, daß die ſyſtemſüchtige Vernunft unſerer Nation ſich an dem Fichtiſchen Syſteme auf lange Zeit erſchöpft haben werde. Schon ſind zwey neue philoſophiſche Syſteme empfangen, die in weniger als Einem Jahre das Tageslicht erblicken werden. Die Urheber von beyden beſitzen Kraft genug, um ſich mit Fichte zu meſſen. Die Abſicht des Einen geht vorzüglich dahin, die ächte reine Kantiſche Lehre in die Form eines Syſtems zu gießen, um den Verunſtaltungen, die ſie — ſeiner Meynung nach — durch Reinhold und Fichte ſich hat gefallen laſſen müſſen, ein Ende zu machen *). Die Abſicht des andern können Sie

*) Um dieſes Syſtem hat uns der Tod gebracht. Es war Herr Weishuhn, der es entworfen hatte, und dieſer iſt im April dieſes Jahrs in Jena geſtorben.

Sie am beſten aus ſeinen eignen Worten erken-
nen. „Der Hauptſatz," ſchreibt er mir in einem
Briefe vom 7. Auguſt 1794. „wird dieſer ſeyn:
„Es giebt eine wahre Philoſophie, ſie läßt ſich
„aber nicht öffentlich vortragen. Von jedem
„Vorgetragenen kann man niemahls wiſſen, ob
„es wahr oder falſch ſey. Dieß kann man
„nur von dem unmittelbar Selbſtgedachten
„wiſſen, und ſobald man es ſich in Worten
„nur merkt, hört dieſe Evidenz ſchon auf.
„Die Gründe, die man für etwas anführt,
„ſind nie die Gründe, aus' denen man etwas
„für wahr hält, und die Einwürfe, die man
„gegen etwas hört, können uns nie beſtimmen,
„etwas für falſch zu halten. Man kann daher
„nie wiſſen, ob man etwas weiß, oder nicht
„weiß, ſondern man glaubt es jederzeit. Es
„werden Briefe und Geſpräche ſeyn. Jes
„ne ſind ſkeptiſch, dieſe eſoteriſch. In jenen
„werde ich die Sophiſtik ſo viel möglich er-
„ſchöpfen, und in dieſen die Kantiſche Philo-
„ſophie, nicht als Syſtem, ſondern als uns
„begreifliches Einverſtändniß zwiſchen innigen
„Freunden begründen. Das Chriſtenthum
„wird als einig mit meinem Syſtem erſchei-
„nen." Philoſophie wird im eigentlichſten Ver-
„ſtande Philoſophie bleiben: ſo bald ſie mehr
„ſeyn will, iſt ſie nur ſchädlich, und ſetzt uns

„allen Gefahren des Irrthums aus. — Ich „will einen alten Philosophen, wie den Aenes„sidemus erwecken, aber ihn so viel möglich „bey seiner Auferstehung mit dieser seiner Haut „umgeben, so daß Er die jetzige Philosophie „sieht, und kein Fremder, wie es dem armen „Aenesidemus gieng — und dieser soll Ar„cesilas seyn.'

Sie sehen also, daß in der politischen Welt noch ungleich eher Friede werden dürfte, als in der philosophischen. Da Jena in mehr als Einer Rücksicht der Mittelpunct der Operationen ist, so können Sie leicht urtheilen, daß jetzt der Aufenthalt hier ziemlich interessant seyn müsse. Ausserhalb sieht man nur im Felde den Philosophen, hier sieht man zuweilen auch im Kabinette den Menschen agiren — — — — — — — — — — — — — —

Der Verleger hat die Wissenschaftslehre in der A. L. Z. als das Werk des einzigen Mannes angekündiget, der für die Philosophie das werden könnte, was Euclid für die Mathematik geworden ist. Dafür ist er in einigen Journalen hart gezüchtiget worden — und das von Rechtswegen! die Verleger trei-

ben

Ben seit einiger Zeit wirklich zuviel Unfug. Fichte macht indessen kein Geheimniß daraus, daß er wirklich entschlossen sey, der Euclid für die Philosophie zu werden.

Daß die Kantische und die Reinholdische Philosophie auch von Damen mit Erfolg studirt worden ist, wissen Sie ohne Zweifel. Von der Fichtischen hätte man es kaum vermuthen sollen. Indessen es ist wirklich geschehen. Eine hübsche Dame, die Jugend und Schönheit mit Verstand und Geist verbindet, und deren Bl— der E—g eine der reizendsten Früchte der Phantasie und des Gefühls gewesen ist, die ich je in meinem Leben genossen habe, war vorigen Sommer die erste Zuhörerin unsers Philosophen — — —

10.

den 18. März 1795.

— — — Sie sind nicht der erste, der sich über die Unverhältnißmäßigkeit der Recension des ersten Stücks der Horen in der A. L. Z. wundert. Sie wissen also wohl nicht, daß Cotta diese Recensionen bezahlt? den Recensenten selbst haben Sie an der Barküche und an dem Thucydides ohne Zweifel erkannt.

Ich schicke Ihnen hierbey die neueste Schrift des Herrn Erhard, über das Recht des Volks zu einer Revolution, — oder, wie es mein Freund H.... parodirt hat, über das Recht eines Volks aus dem Regen in die Traufe zu gehn. Der Gang ist etwas rhapsodisch; der Faden der Einheit schlingt sich nicht durch das Ganze hindurch sondern wird nur um das Ganze in der Vorrede geschlungen, wie es mit Schriften zu gehen pflegt, die nicht nach einer Idee durch Inuesuscepton, sondern zufällig durch Aggregation zu Stande gekommen sind; das, was uns der Verfasser gelegentlich sagt, ist eben soviel, und vielleicht noch mehr werth, als was er uns absichtlich sagt.

„Was ich in meiner Behandlung des Rechts „zu einer Revolution eigues habe," schrieb mir der Verfasser am 10. Dec. v. J. „besteht, „glaube ich, vorzüglich darinn, daß ich mich „auf keine Hypothese von der Entstehung der „Staaten gründe; Dadurch kommt man allemal in Streit, entweder mit dem Recht, oder „mit der Moral. Ist die Regierung durch einen Vertrag, wie er auch seyn mag, da, so „darf sie nicht geändert werden, oder man muß „sich eine neue Lehre von Verträgen ausdenken,

„ken, wodurch man ſich nicht verträgt, ſon„dern ſo unverbindlich gegen einander bleibt, „als vorher. Nach meinem Begriff entſtanden „die Regierungen hiſtoriſch durch Anmaaßung, „und dauern fort durch eigennützige Furcht; „und moraliſch giebt es kein Recht zu regieren, „ſondern nur eine Pflicht, wenn ich den Auf„trag angenommen habe. Bey einer Revolu„tion aus dem moraliſchen Geſichtspuncte be„trachtet fällt daher die ganze Theorie vom „Recht des Staats weg; es iſt nur die Frage, „ob der Staat gewährt, was er gewähren „ſoll — Schutz meiner Menſchenrechte? thut „er das nicht, ſo fordert mein moraliſches Jn„tereſſe, ihn zu verlaſſen, und kränkt er ſie „ſogar, ſo ſoll ich ihn zerſtören, wenn ich „kann. Dazu brauche ich kein Recht, weil ich „aus den Gründen entſcheide, die über das „Recht erhaben ſind. Jede Revolution hebt „das Recht auf, und ſtellt ſich vor den Rich„terſtuhl der Moral, die nicht entſcheidet, wer „Recht hat, ſondern ob jemand überhaupt in „dieſer Sache ein Recht fordern darf. Ein „anderer kann vollkommen gegen mich Recht „haben, und ich kann doch verbunden ſeyn, „gegen dieſes Recht überhaupt mich zu ſetzen. „Die Regierung hat allezeit gegen die Revol„tirenden Recht, und es wird durch eine Re„vo-

„volution alles Recht aufgehoben. Aber es „ist besser, daß es in der Welt gar kein Recht „gebe, als daß die Menschheit entwürdiget „werde. Alles Recht entspringt nur aus der „theoretischen Vernunft, und muß sich vor „der practischen verantworten. Es erhält seis„ne Sanction durch die Möglichkeit, die es „der practischen Vernunft verschafft, in der „Gesellschaft Causalität zu haben. — — Als „ich mit Kant sprach, hatte Er noch nichts „über die letzten Grunde des Naturrechts fest„gesetzt." (Dieß war im Sommer 1791.)

Sie sehen aus dem Schlusse des Briefes, daß die Jünger muthiger sind, als der Meister. Mit nicht weniger als zwölf Naturrechten haben die Kantianer seit drey Jahren die Welt behelliget, und bald wird das drey-zehnde hinzukommen: unter den bisherigen halte ich das Jakobische für das beste. Vorzüglich bin ich ihm dafür verbunden, daß er endlich einmahl den Todesstrafen ihr Recht wiederfahren läßt, nachdem sie von der Empfindeley des Zeitalters so lange Unrecht haben erdulden müssen. — —

Dem Verleger der Wissenschaftslehre hat jemand den Rath gegeben, das Werk mit Kupfern zu versehn, wodurch manche Puncte des neuen

neuen Systems, zum Exempel der von der aus A ausgehenden, und in C angestoßnen Thätigkeit des Ich, ein neues und eigenthümliches Licht erhalten dürften. Der Verleger hat es ad referendum genommen.

Die Hallenser haben nun den Feldzug förmlich eröffnet. Ich freue mich dessen. Die Wahrheit gedeihet, wie die Tugend, nur im Kampf. Bis jetzt sind alle Kantianer und Antikantianer (Gegner der Fichtischen Philosophie. Man hört überall spotten über die Fabrik erster Principien, die in Jena ordentlich angelegt scheint. Von Männern von Bedeutung hat sich bisher niemand für die Fichtischen Principien erklärt, als Schiller *).

*) Seit der Zeit hat zwar Schelling in einer äußerst gedankenvollen Schrift dieselbe Methode zu philosophiren angenommen, allein sich selbst erst dadurch zu einem Philosophen von Bedeutung erhoben.

Fragment

einer

academiſchen Vorleſung

über

die Methode

des philoſophiſchen Unterrichts.

Es giebt zweyerley Methoden, welche man bey dem Vortrag der Philoſophie befolgen kann, — die eine wird die analytiſche, die andere wird die ſynthetiſche genannt. Das Weſen der ſynthetiſchen Methode zu philoſophiren beſteht darinn, daß blos die Reſultate geſchehener Unterſuchungen aufgeſtellt — das Weſen der analytiſchen aber darinn, daß dieſe Unterſuchungen ſelbſt allererſt angeſtellt werden. Wer ſynthetiſch philoſophirt, der thut weiter nichts, als daß

er

er die Wahrheiten zusammenstellt, welche er bey seinen vorhergegangenen Untersuchungen gefunden hat, von dieser Untersuchung selbst aber läßt er den Leser oder den Zuhörer nichts gewahr werden. Wer im Gegentheil analytisch philosophirt, der giebt seinen Lesern oder Zuhörern nicht bloße Resultate von Untersuchungen preis, die er hinter ihren Augen anstellte; er nimmt vielmehr diese Untersuchungen vor ihren Augen vor; er zeigt ihnen nicht blos die Wahrheit, und sagt: Sehet, dies ist Wahrheit! sondern er läßt sie zusehn, wie er es machte, um die Wahrheit zu finden; er erscheint nicht am Ziele — das er erreicht hat, und das seine Schüler erst erreichen sollen — allein, sondern er nimmt sie bey der Hand, und geht mit ihnen aus, und führt sie hin zum Ziele, und kommt zugleich mit ihnen bey demselben an.

Die analytische und die synthetische Methode zu philosophiren sind sich also völlig entgegengesetzt. Was in der analytischen das erste ist, ist in der synthetischen das letzte, und was in dieser das erste ist, ist in jener das letzte. In der analytischen Methode gehe ich von dem begründeten aus, und zu den Gründen zurück; in der synthetischen gehe ich von den

Gründen aus, und zu dem Begründeten fort. In der analytiſchen wird die Erkenntniß geſucht und gefunden, in der ſynthetiſchen wird ſie angenommen und beſtätiget.

In der Ueberzeugung, daß die analytiſche Methode bey dem erſten Unterricht in der Philoſophie bey weitem lehrreicher, und folglich zweckmäßiger ſey, als die ſynthetiſche, — in dieſer Ueberzeugung werden wir denn auch, wo es nur irgend möglich iſt, in dieſen Vorleſungen die analytiſche Methode zu philoſophiren befolgen. Wir werden in den Feldern der Speculation keinen Schritt thun, ohne Rechenſchaft davon abzulegen, warum wir gerade ihn, und keinen andern thaten. Wir werden alle Künſte der Meditation, die ſich mit Gedanken vornehmen laſſen, vor Ihren Augen mit denſelben vornehmen. Wir werden Sie zuſehn laſſen, wie wir es machen, damit die Gedanken die Form erhalten, die ſie am Ende behalten ſollen. Wir werden mit Ihnen alle Irrgänge der Speculation durchwandern; wir werden Sie an die Geburtsörter der Erkenntniß führen, damit Sie die Wahrheit nicht blos ſehen wie ſie iſt, ſondern wie ſie wird. Wir werden es nicht ſo wohl darauf anlegen, daß Sie viel Philoſophie lernen,

als vielmehr darauf, daß Sie viel philoſophiren lernen: nicht ſo wohl darauf, daß Sie Ihr Gedächtnis mit einer großen Maſſe von Erkenntnis füllen, als vielmehr darauf, daß ſie Ihren Scharfſinn üben, um künftig ſelbſt Erkenntniß auf Ihrem eignen Boden wachſen zu ſehn: nicht ſo wohl darauf, daß Sie den Leitfaden, den wir Ihnen in dieſen Vorleſungen in die Hände geben werden, für Ihr ganzes Leben durch in den Händen behalten ſollen, als vielmehr darauf, daß Sie dieſen Leitfaden, je eher je lieber, wegwerfen und entbehren können; daß Sie es beſſer machen lernen, als wir es gemacht haben; daß Sie weiter ſehen lernen, als wir geſehen haben, und daß wo möglich jeder von Ihnen ſelbſt ein Meiſter werde, der ſeinen Meiſter bey weitem übertreffe.

Es kommt in der Philoſophie wenig darauf an, was man weiß, aber es kommt alles darauf an, wie man es weiß. In den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften iſt dies anders. Da braucht man nur die Thatſachen zu wiſſen, welche wahr ſind, und es iſt nicht eben nöthig, daß man auch die Gründe wiſſe, warum ſie wahr ſind. Die Critik der Quellen iſt ein Geſchäft, das man blos darum treibt, damit man es künftig einmahl nicht mehr treiben dürfe,

damit man die Acten der Unterſuchung künftig einmahl ſchließen, und ſich lediglich mit der Kenntni, der Darſtellung und dem Genuß des Gefundenen beſchäftigen könne. Im Gegentheil die Acten der philoſophiſchen Unterſuchung werden niemahls geſchloſſen: keiner darf ſich rühmen, auch nur von dem leichteſten Satze der Logik eine philoſophiſche Erkenntnis zu beſitzen, außer wer ſie aus der Quelle aller philoſophiſchen Erkenntnis, aus ſeiner eignen Vernunft, geſchöpft hat. Keiner kann da anfangen, wo ſein Vorgänger aufgehört, keiner kann den Bau fortſetzen, wo ihn ſein Vorgänger liegen gelaſſen hat: jeder muß von forne anfangen, jeder muß thun, als wenn noch nichts vor ihm gethan wäre. Die philoſophiſche Erkenntnis iſt keine Waare, die nun ein für allemahl fertig iſt, und die man nur um einen beliebigen Preis zu kaufen braucht: man muß ſie erſt ſelbſt, und für ſich ſelbſt hervorbringen, wenn man ſie beſitzen will. „Der Schüler der Philoſophie," ſagt ein ſehr vortrefflicher Schriftſteller, „iſt ein junger Künſtler, nicht ein angehender Kaufmann, und der philoſophiſche Hörſaal iſt ein Uebungsplatz, nicht ein Marktplatz, wo Waaren verhandelt werden. Alles was man daraus mitnehmen ſoll, iſt Fertigkeit in der Kunſt zu entwickeln.

Der

Der junge Schüler der Philoſophie iſt ein aufgehender Virtuoſe, und die Academie iſt ſein Italien. Er reiſet nicht hin, um Muſikſtücke einzukaufen — das überläßt er dem Notenhändler; er reiſet hin, um geübte Meiſter zu hören, und Geſchmack und Manier zu bilden. Dieſes und jenes vortreffliche Stück ſucht er wohl freylich gelegentlich zu erhalten; aber wenn er auch keines erhält, oder wenn ihm ſein Koffer mit Muſikalien auf den Alpen verlohren geht, ſo hat er doch darum den Zweck ſeiner Reiſe nicht ganz verfehlt.

— Die Philoſophie iſt keine Wiſſenſchaft, die unſere Erkenntnis um ein Großes erweitert und bereichert. Sie thut faſt weiter nichts, als daß ſie unſere Erkenntnis verdeutlichet und berichtiget. Man hat freylich von der Philoſophie eine Menge Aufſchluſſe gefordert und erwartet über Dinge, die jenſeit des Gebiets der Erfahrung in einer Welt liegen ſollen, die nur dem Verſtande und nicht den Sinnen zugänglich ſey: aber die Philoſophie hat bisher wenigſtens dieſe Erwartungen niemahls erfüllt, und wird ſie auch — wie wir uns in der Folge überzeugen werden, niemahls erfüllen. Wer daher wiſſen will, wie es um ſeine philoſophiſche Erkenntnis ſtehe, der darf ſich nicht

fra-

fragen: wie viel weiß ich mehr, als andre, die keine Philoſophen ſind? (auf dieſe Frage würde die Antwort, wenn er aufrichtig ſeyn will, keine andere ſeyn können, als die: ich weiß eigentlich nichts mehr, als jeder blos durch ſeine geſunde Vernunft, ohne Wiſſenſchaft, wiſſen kann): ſondern er muß ſich fragen: wie viel weiß ich beſſer, als andere, die keine Philoſophen ſind? Von wie viel Dingen habe ich jetzt eine beſtimmte und deutliche Erkenntnis, ſtatt der ungewiſſen und verworrenen, die der große Hauſe davon hat? iſt in der Maſſe meines Wiſſens Licht und Ordnung? hat jedes darinn ſeine rechte Stelle? greifen meine Erkenntniſſe in einander ein? iſt die eine die Stütze von einer andern, während ſie ſelbſt von einer dritten geſtützt wird? würde wenn eine ausfiele, ſogleich das Syſtem der übrigen in Verwirrung gerathen, oder würde alles bleiben, wie es iſt, ohne daß man etwas vermiſte? bin ich blos der Beſitzer von meinen Erkenntniſſen, oder bin ich Herr darüber? Kann ich mit meinen Begriffen machen, was ich will? oder muß ich es mir zuweilen gefallen laſſen, daß meine Begriffe mit mir machen, was ich eben nicht will? — Beherrſche ich mein Syſtem, und bin ich fähig es aufzugeben, ſo bald ich ein Beſſeres finde? oder beherrſcht

herrscht vielmehr mein System mich, und hat es sich mir unentbehrlich gemacht? — Kann ich den Gedanken ertragen, alle meine Meynungen fahren zu lassen, und andere anzunehmen, die bisher nicht die meinigen waren? oder halte ich vielmehr den, der meine Meynungen angreift, für den bittersten Feind meiner selbst? — Kann ich mir von allem, was ich denke, und annehme, und behaupte, und meyne, und glaube, und weiß, Rechenschaft geben, warum ich das alles thue? oder finde ich vielmehr eine ganze Menge von Meynungen in mir, von denen ich durchaus nicht anzugeben weiß, wie ich zu ihnen gekommen bin, und wie sie zu mir gekommen sind, und die sich bey allem dem sehr unentbehrlich, mit unter auch ziemlich unnütz gemacht haben? — Kann ich alle diese Fragen zu meinem Vortheil beantworten, so hat meine Erkenntnis den Rang einer philosophischen Erkenntnis, und ich selbst kann mich, wenn ich will, als Mitglied des Ordens der Philosophen betrachten, d. i. ich kann mich zu der Klasse der denkenden Menschen rechnen, die von Natur dazu bestimmt sind, die Vormünder der übrigen zu seyn, das Geschäft des Denkens für sie zu übernehmen, für ihre Cultivirung, ihre Civilisirung und ihre Moralisirung Sorge zu tragen, und wo nicht ihre

Hände

Hände und ihre Füsse, doch ganz unfehlbar ihre Geister zu beherrschen. Ich bin dann aber auch verpflichtet diese meine erhabene Bestimmung nach allen meinen Kräften zu erfüllen, zu wirken, so lang es Tag ist, zu arbeiten für die Aufklärung und für die Besserung meiner Brüder, so viel ich kann, und das Evangelium der Vernunft — das Evangelium der Wahrheit und des Rechts — zu verkündigen, so weit meine Stimme reicht.

Finde ich aber in dem Aggregat meiner Erkenntnis nichts von dem Charakter einer philosophischen Erkenntnis; finde ich zwar vielleicht eine große Masse von Wissenschaft, aber weder Licht, noch Ordnung, noch Einheit, noch Zusammenhang darinn; ist all mein Wissen so isolirt, so zerstreut, sind alle meine Begriffe so unstät und schwankend; vermag ich's nicht, irgend einen Begriff festzuhalten; ist der Blick meines Geistes trübe, so daß sich ihm die Dinge schwebend, wie Gestalten im Nebel, zeigen; begnüge ich mich immer mit dem Gegebenen, und gebe ich mir selten, oder niemahls selbst Probleme auf — dann freylich muß ich mich bescheiden, daß ich nicht berufen bin, Geister zu lehren sondern von Geistern zu lernen: ich gehöre dann zu den Unmündigen, welche bestimmt sind

von

von ihren mündigen Brüdern erzogen, beherrscht, mitunter auch gezüchtiget zu werden: ich bin ein Knecht im Reiche der Geister!

Die Quelle aller philosophischen Erkenntnis ist einem Menschen völlig so nahe, als dem andern. Es ist die Vernunft selbst — denn eine Erkenntnis heißt nur insofern philosophisch, wiefern sie die Vernunft aus sich selbst, (d. i. aus bloßen Begriffen) geschöpft hat; ohne dieß ist sie blos historisch. —

Die Erkenntnis, welche die meisten Schüler der Philosophie sich am Ende noch erwerben, ist denn nun freylich leider! keine philosophische, sondern eine historische Erkenntnis der Philosophie. Ein ganzes philosophisches System, z. B. das Kantische, mit allen seinen Grundsätzen und Erklärungen und Beweisen und Eintheilungen dem Gedächtnis einzuprägen, alles nach Gelegenheit an den Fingern abzählen zu können — dieß ist das höchste Ziel, das die Meisten bey ihrem Studium der Philosophie vor Augen haben. Philosophie — versteht sich, die neueste Philosophie — lernen, das wollen alle: und es wäre ihnen auch nicht zu verdenken, wenn sie es nebenher wollten, und nicht den Hauptzweck darüber aus den

Augen verlöhren. Der Hauptzweck alles philoſophiſchen Unterrichts iſt keinesweges, Philoſophie oder Philoſophieen zu lernen, keinesweges, zu lernen; was denn wohl die Wolfiſche, oder die Kantiſche Philoſophie über dieß und jenes alles ſaae: ſondern der Zweck alles philoſophiſchen Unterrichts iſt philoſophiren zu lernen, zu lernen, wie man es machen müſſe um über philoſophiſche Gegenſtände ſelbſt, das heißt, über alle Gegenſtände philoſophiſch, zu urtheilen; wie man es machen müſſe, philoſophiſche Fragen ſelbſt zu beantworten; wie man es machen müſſe, philoſophiſche Fragen allererſt aufzuwerfen; wie man es machen müſſe, ſelbſt Begriffe zu entwickeln, Sätze an einander zu reihen, auch wohl gar — ſi diis placet — ſelbſt ein eignes philoſophiſches Syſtem zu errichten. Hat man dieß in ſeinem philoſophiſchen Unterricht gelernt; fühlt man am Ende deſſelben, daß nicht jeder Begriff, der uns vorkommt, ein gordiſcher Knoten mehr für uns iſt, deſſen Enden wir auf keine Weiſe zu faſſen vermögen; fühlt man, daß jeder Begriff, der uns irgend vorgelegt wird, mehr oder weniger Seiten bekommen habe, von denen wir ihn faſſen und handhaben und bearbeiten können; fühlt man, daß man im Beſitz gewiſſer Grundſätze ſey, welche auf jedes Problem, das uns aufgegeben wird, ein neues,

mehr oder weniger helles, aber doch vorhin ganz unbekanntes Licht werfen: fühlt man, daß man geübter geworden ist, bey jedem Streit, der über Begriffe geführt wird, den eigentlichen Streitpunct, (der den streitenden Partheyen oft selbst verborgen bleibt,) genau ins Auge zu fassen; fühlt man, daß jede neue Erkenntniß, die uns vorkommt, keineswegs ganz unerwartet kommt, daß sie vielmehr einem alten Bedürfnis endlich einmahl abhelfe, daß sie ein bisher mit Bewußtseyn leergebliebenes Fach unsrer Erkenntniß ausfülle; fühlt man daß man bey jeder Untersuchung im Reiche der Begriffe sich nicht mehr auf einem völlig unbekannten Felde befinde, daß man sich leicht orientiren, leicht den rechten Gesichtspunct fassen könne, von dem aus die Frage zu beurtheilen ist, daß man wenigstens die Principien wisse, nach welchen die Frage entschieden werden muß, gesetzt auch, daß man selbst noch keine befriedigende Entscheidung gefunden hat: fühlt man das alles am Ende seines philosophischen Unterrichts, so kann man sicher seyn, daß derselbe nicht vergeblich gewesen, und daß man um so viel größern Nutzen daraus gezogen habe, je weniger man anzugeben weiß, was man nun eigentlich darinn gelernt hat. Man hat philosophiren gelernt, und daß man dieß gelernt habe,

das wird sich erst in der Folge am sichersten zeigen, wenn man früher oder später Gelegenheit bekommt, es zu probieren. — —

Was aber jedem, der Philosophie anfängt zu studiren, vor allen Dingen zu empfehlen ist, ist dieß, daß er sich in diejenige Stimmung des Geistes zu versetzen suche, in der man seyn muß, wenn man mit Erfolg philosophiren will. Diese Stimmung des Geistes — welche so allgemein als philosophisch anerkannt wird, daß man Menschen blos um dieser Stimmung willen Philosophen nennt — ist eine Stimmung, in der man unruhig ist über den Zweck seines ganzen Lebens, unzufrieden mit sich, mit der Welt, mit den Menschen, mit seinem Wissen, seinem Thun, Tichten und Trachten; eine Stimmung, in der die Seele strebt, nach etwas Besserem und Höherem, wovon sie doch selbst noch keinen rechten Begriff hat; eine Stimmung, in der wir uns losreissen möchten von den Armseligkeiten des gemeinen und alltäglichen Lebens, von dem ewigen Kreislauf der Thorheiten und Narrheiten, in denen sich die Menschen um uns her, und wir selbst mit ihnen, unaufhörlich herumtreiben, so daß keiner eigentlich weiß, was er nun am meisten möchte; eine Stimmung, in der wir uns zu etwas Edlerem

berus

berufen fühlen, als zu dem ewigen Streben, Drängen, Treiben durch einander, was denn doch am Ende keinen andern Zweck hat, als die Bedürfnisse des Magens, und einige andre, weniger dringende, zu befriedigen: eine Stimmung, in der wir tiefes Mitleiden fühlen mit der großen Menge von Menschen um uns her, welche durch niemahls aufhörende Sorgen für die Erhaltung und Fortsetzung ihrer Existenz niedergedrückt werden zu dem Vieh, mit dem sie arbeiten, ohne eine Ahndung zu haben von etwas anderem, als von dem, was erforderlich ist, ihre Individuen und ihre Gattung zu erhalten; eine Stimmung, in der der Gedanke, daß wir Menschen sind, unser Herz mehr als gewöhnlich erwärmt, erhebt, und begeistert; eine Stimmung, in der wir einen Drang in uns fühlen, etwas zu leiden für die Wahrheit, etwas aufzuopfern für das Recht, hinzugeben das, was uns am liebsten ist, damit die innere Würde der Menschheit, bisher nur aus einzelnen schwachen Strahlen mehr zu ahnden, als zu erkennen, doch endlich noch der bleibende und unverkennbare Charakter der Menschheit in der Erscheinung werde; — wer diese Stimmung, oder auch nur die ersten Keime dieser Stimmung in sich findet, der freue sich ihrer! sie ist ihm Bürge dafür,

daß es ein philosophischer Geist ist, der ihn beseelt. Der philosophische Geist ist ein Geist der Unzufriedenheit mit dem Gemeinen, und eben diese Unzufriedenheit mit dem Gemeinen ist der Charakter einer Seele, die selbst nicht zu dem gemeinen gehört. Diese Unruhe, die den philosophischen Geist charakterisirt, ist es dann, was uns die Philosophie zu einem dringenden Bedürfnis des Kopfes und des Herzens macht; diese Unruhe ist es, was uns unaufhörlich Probleme aufgiebt, und unsern Geist in niemals aufhörendem Kampfe Ruhe suchen und flichen heißt: diese Unruhe ist es, was uns in den Armen der Philosophie den Frieden des Geistes zu suchen zwingt, den wir sonst weder in den Armen der Wollust, noch der Arbeit, noch der Gelehrsamkeit, noch der Künste finden konnten, und was uns eben dadurch mit Gewißheit dafür bürgt, daß wir fähig sind, und berufen sind, Philosophen zu seyn! —

Die Philosophie, welche wir in diesen Vorlesungen vortragen werden, wird keine andere sein als diejenige, zu welcher Kant in seiner Critik der reinen Vernunft den Grund gelegt hat, und welche eben darum critische Philosophie genannt wird. Wir werden

aber

aber diese critische Philosophie keineswegeS darum vortragen, weil sie die critische Philosophie ist, sondern vielmehr darum, weil wir innig überzeugt sind, daß nur durch die critische Methode zu philosophiren, alle Probleme, welche sich die Vernunft vorlegt, befriedigend und entscheidend aufgelöset — alle Fragen, welche die Vernunft seit Jahrtausenden vergeblich beschäftiget haben, befriedigend und entscheidend beantwortet werden können. Wäre es eine andere Philosophie, von der wir diese Ueberzeugung hätten, so würden wir diese andere Ihnen vortragen. Jetzt aber hoffen wir unsere Ueberzeugung auch in Ihnen hervorzubringen. Wenn wir sie aber auch nicht in Ihnen hervorbringen, wenn Sie am Ende dieser Vorlesungen vielmehr die entgegengesetzte Ueberzeugung zurückbringen sollten, daß auch die critische Philosophie, wie alle übrige, zwar viel versprochen, aber nur wenig gehalten habe — auch dann haben wir keineswegs unsern Zweck gänzlich verfehlt. Unser Zweck war, Sie sollten philosophiren lernen. Dies konnten Sie bey jedem System lernen, bey einem so gut, als bey dem andern — wenn es nur ein System ist, wenn es nur durchgängige Einheit und Consequenz enthält; wir wählten dazu gerade das critische, weil es uns die höchste Einheit

heit und die vollkommenste Consequenz zu enthalten schien. Sie mögen nun am Ende dieses System wahr, oder Sie mögen es falsch finden, so ist doch unser Endzweck in beyden Fällen erreicht — Sie haben philosophiren gelernt; denn es gehört um nichts weniger Geübtheit und Fertigkeit im philosophiren dazu, die Falschheit als die Wahrheit eines Systems zu beurtheilen. Die Philosophie, die wir vortragen, ist nur das Mittel, um unsern Endzweck zu erreichen. Haben Sie diesen Endzweck erreicht, so werfen Sie immerhin das Mittel weg, wenn es nichts taugt, und — wenn Sie ein besseres wissen!